

Auf einmal war ein Vater im Haus



Deutsches Kinderleben
1940 bis 1950

von
Err Abramscik



Metelen 2012

Auf einmal war
ein Vater im Haus

Deutsches Kinderleben
1940 bis 1950

von
Err Abramscik

Dankbar ist der Autor allen, die ihm bei der Niederschrift dieses Zeitzeugnisses behilflich waren.

Vorwort

Die Generation der Kriegskinder hatte auf ihren schwachen Schultern eine schwere Last zu tragen. Väter, manchmal auch Mütter, waren dem Rattenfänger Adolf Hitler in die Fänge gelaufen. Freiwillig oder unwillig durchzogen Väter und Brüder Europa, Afrika, den Nahen Osten und die Weltmeere. Die Kinder in den vom Luftkrieg bedrohten Städten führten mit ihren Müttern und Geschwistern ein Leben zwischen Bunker und Wohnung. Viele verloren bei Bombenangriffen oder während Flucht und Vertreibung ihr Leben, andere wurden von ihrer Familie getrennt und auf dem Wege der Kinderlandverschickung der Heimat und den Freunden entrissen. Andere wurden mit Müttern und Geschwistern evakuiert oder als Ausgebombte in ländliche Gebiete umquartiert. Den Kriegskindern wurde ihre Kindheit gestohlen. Die Väter waren nicht da. Wenn sie wiederkamen, redeten sie in der Regel wenig über die Rolle, die sie gespielt hatten. Und diejenigen, die zu Hitler aufgeschaut hatten, entschuldigten sich hinterher nicht. Da war z. B. der Lehrer, der nach der Rückkehr aus einem Internierungslager von seinen

Schülern gefragt wurde: „Wo waren Sie, Herr Lehrer?“ Nachdem er eine Weile rumgedrückt hatte, sagte er: „Aber ich habe in der Kirche immer vorne im Chor gesessen.“

Die Geschichte Edes, seiner Schwestern, seiner Brüder und seiner Mutter ist authentisch. Die Erinnerungen Edes setzen etwa mit seinem dritten Lebensjahr ein. Erinnerungslücken wurden nicht aus irgendwelchen anderen Quellen aufgefüllt, aus Gründen der Authentizität. Edes Erfahrungswelt wurde nicht mit Kenntnissen der Jetztzeit rückwirkend ausgeweitet. Seine Welt bleibt unangetastet. Erwachsene, die vieles ergänzend zu Edes Erinnerungen hätten sagen können, waren nicht mehr erreichbar gewesen.

Ede hatte Glück. Er kam heil aus dem Schlamassel heraus. Er überlebte Tieffliegerangriffe, Bombennächte und Hungerzeit und den Bombenangriff auf das Haus der Eltern. Auch alle Familienmitglieder überstanden die bedrückendsten Jahre ihres Lebens.

Der Autor ist der Meinung, dass dieser Text geschrieben werden musste. Das Schreiben war allerdings oft eine Anstrengung, weil einerseits keinerlei Dokumente, Briefe und Aufzeichnungen vorlagen und andererseits nichts hinzugetan wer-

den sollte, was die Familie nicht unmittelbar erlebt hatte. Auch ist der Autor nie der Versuchung erlegen, Angelesenes einzuflechten und der Nachwelt als Erlebtes vorzusetzen.

Dass das Sichdurchboxen manchmal am Rande des Legalen verlief, ist der Zeit geschuldet, die auch mit dem Einzelnen nicht pfleglich umgegangen ist.

Dankbar ist der Autor einer der Hauptpersonen dieses Berichts für die Durchsicht des Manuskripts. Ihr sind keine Verstöße gegen die tatsächlichen Abläufe aufgefallen.

Der Autor

Foto auf der Titelseite:

Helga, im Konfirmationskleid, und ihre Brüder
Edes Vater vor seinem Hühnergehege

Gelsenkirchen

Ede saß am Tisch und spielte mit seinen Zinnsoldaten. Irgendwann, als er mit Mutter Kohlen aus dem Keller raufholte, hatte er sie in einem Regal entdeckt. Er war wie aus dem Häuschen, packte die Zinnsoldaten in ein Kästchen und nahm sie mit nach oben in die Wohnung. Da saß er nun am Tisch und baute sich seine Zinnsoldatenwelt auf. Es war eine bunte Welt mit Soldaten in blauen und roten Uniformjacken, auf Pferden, zu Fuß, mit Fahnenträgern und Trommlern. Seit diesem Tag hatte der Keller für ihn etwas von einer Schatzhöhle an sich, aber man nahm ihn nicht mehr mit hinunter in diese wundervolle Welt mit den vollgestopften Regalen.

Auf einmal kam Helga ins Zimmer gelaufen und rief: „Komm, lass alles stehen. Es ist Bombenalarm. Wir müssen in den Bunker.“ Sie ergriff Edes Hand, zog den widerstrebenden Kleinen hinter sich her und rannte mit ihm quer über den Marktplatz zum Hochbunker, der in Sichtweite der elterlichen Wohnung lag. Sie musste auf Ede aufpassen, war für ihn verantwortlich. Gudrun, die ältere Schwester, an die sich Ede überhaupt nicht erin-

nern konnte, war nicht mehr da. Sie war mit der Kinderlandverschickung nach St. gekommen.

Die Mutter schloss in aller Eile die Wohnungstür ab und kam mit dem kleinen Bruder, den sie in einem Tuch vor der Brust trug, nach. Die Zipfel des Tuches hatte sie im Nacken verknotet. So hatte sie die Hände für das kleine Gepäck frei.

Ede hatte das Heulen der Sirenen nicht mitbekommen. Er bekam noch nicht viel mit, denn er war noch klein und das meiste ging an ihm vorbei. Es gab niemanden, der ihm etwas ernsthaft erklärte, der mit ihm redete. Er war eben da. Er lief einfach so mit.

Für jeden stand in der Wohnung eine Tasche oder ein kleiner Koffer bereit, der Kleidung zum Wechseln enthielt. Diesen Koffer nahm man in den Bunker mit. Die Familie hatte im Bunker ihren festen Platz im ersten Stockwerk. Hier standen Feldbetten, auf denen man sich niederlassen konnte. Es herrschte eine gedrückte Stimmung. Helga spürte, dass Ede Angst hatte. Sie nahm ihn in den Arm und beruhigte ihn. Sie war selbst noch ein Kind von acht Jahren. Die Erwachsenen schienen im Bunker keine Angst zu haben. Die Betonwände waren sehr dick. Bomben konnten dem Bunker nichts anhaben, wie ein Bombentreffer zeigte. Bei

der Detonation platzte nur eine Ecke am Bunker ab. Die Eingangstüren waren durch vorgesetzte hohe Betonmauern geschützt. An die Errichtung des Betonbunkers konnte sich Ede nicht genau erinnern. Er war wohl noch zu klein gewesen, als die Bauarbeiten begannen. Auch Helga hatte die Anfänge des Bunkerbaus nicht wahrgenommen. Sie hat nur die Errichtung der obersten Stockwerke bewusst erlebt.

Wenn die alliierten Fliegerverbände den Luftraum verlassen hatten, verkündete eine Sirene mit einer bestimmten Tonfolge die Entwarnung. Es entstand ein Gedränge auf den Treppen und am Ausgang. Alle wollten schnell wieder nach Hause. Der Fliegeralarm kam immer häufiger, fast täglich musste man in den Bunker, auch nachts. Vor den Eingängen des Bunkers gab es mit der Zeit ein furchtbares Gedränge. Unter den Erwachsenen bildete sich eine Rücksichtslosigkeit heraus. Stärkere versuchten, sich durch Schieben und Stoßen den schnelleren Eintritt in den Schutzraum zu erzwingen. Man fürchtete sich vor Angriffen von Tieffliegern. Wichtig war, schnell in den Bunker zu kommen. Ede und Helga wurden regelmäßig zur Seite gestoßen. Das Gerücht kam auf, dass bei dem panikartigen Gedränge vor den Eingängen

Menschen zu Tode getrampelt worden seien. Schließlich legten sich Ede und Helga abends angezogen ins Bett, um bei Alarm schneller den Bunker zu erreichen und so dem Gedränge vor den Eingangstüren zu entgehen.

Um schneller in den Bunker zu kommen, ließ die Mutter den Kinderwagen zu Hause und nahm den kleinen Bruder in einem Brusttuch mit. Eile tat not. Schutzsuchende sollen manchmal von Tieffliegern vor dem Bunker beschossen worden sein. Für Mütter mit Babys hatte das Rote Kreuz eine bevorzugte Räumlichkeit in Eingangsnähe eingerichtet.

An manchen Tagen kamen Männer in Uniform in die Wohnung der Eltern. Sie saßen dann mit seinem Vater im Wohnzimmer und redeten und redeten. Es wurde viel und laut gesprochen. Man hörte die Stimmen durch die geschlossene Tür. Ede und Helga verstanden nicht, worüber die Männer sprachen. Man durfte sie nicht stören. Der Vater schien der Wortführer zu sein. Ede hatte den Eindruck, dass bei solchen Zusammenkünften der Adler mit dem Hakenkreuz vom Schrank herunter genommen und auf den Tisch gestellt wurde. Aber er hatte es nicht mit eigenen Augen

gesehen. Irgendwann hieß es, Vater sei zum Reichsparteitag nach Nürnberg gefahren. Aber zu Hause wurde darüber nicht gesprochen. Später sagte Vater einmal, er habe sich nichts schulden kommen lassen. Über seine Jahre in der NS-Zeit sprach er später nie.

Im Schlafzimmerschrank lag unter den Handtüchern verborgen ein Fahrtenmesser mit einem Hakenkreuz drauf. Man zeigte es ihm einmal: „Das ist für dich. Das bekommst du später.“ Und dann blieb es dort im Schrank verborgen. Er hat es nie wieder gesehen.

Irgendwann hörten die Gespräche auf. Es kamen keine Männer in Uniform mehr ins Haus. Der Vater war irgendwann nicht mehr im Hause. Er war einfach nicht mehr da. Ede war das eigentlich nicht aufgefallen. Einmal sagte die Mutter: „Vater ist Soldat.“ Das war das einzige Mal, dass sie sich über seine Abwesenheit äußerte.

Ede war oft allein draußen im Hof oder vor dem Haus auf der Straße. Einmal ging ein Junge auf der anderen Straßenseite vorbei und rief ihm etwas zu, was ihn wütend machte. Ede ergriff einen Stein, der auf dem Gehweg lag, und warf damit

nach dem Jungen. Der hatte großes Glück. Der Stein traf ihn nicht, landete stattdessen in der Schaufensterscheibe des Kolonialwarengeschäfts und zertrümmerte sie. Ede versteckte sich im Hinterhof, doch der Ladeninhaber hatte alles mit bekommen und meldete sich bei den Eltern. Die Sache hatte für Ede keine ernsthaften Folgen.

Neben dem Haus, in dem Ede wohnte, betrieb ein Händler sein Gewerbe. Kohlen, Kartoffeln, Kohl und Futtermittel konnte man bei ihm kaufen. Er hatte auch Land außerhalb der Stadt, wo er Kartoffeln anbaute. Zur Erntezeit durfte Ede einmal auf einem Fuhrwerk mit hinaus fahren. Neben dem Feld lag ein Wasserloch, ein Tümpel oder ein Bombentrichter. Ede wusste es nicht genau. Jedenfalls lockte ihn das Wasserloch und er rutschte bis zur Wasserfläche die Böschung hinunter. Dort pappte er Lehmklumpen zusammen und schleuderte sie über das Wasser. Er freute sich, wenn sie heftig aufs Wasser aufklatschten und Wassertropfen aufspritzen ließen. Plötzlich fiel er nach vorn, die Hände tauchten ins Wasser, berührten den glitschigen Teichboden und sanken hinein. Sein Gesicht geriet unter die Wasseroberfläche, Schreien war unmöglich. Doch irgendwie gelang

es ihm, sich aufzubäumen. Er saß plötzlich mit dem Hintern im Schlamm, drehte sich um und kroch auf allen Vieren zum Tümpelrand hoch. Ihn fror noch immer, als er klitschnass zu Hause vom Wagen herabstieg. Danach durfte er nicht mehr mit aufs Feld fahren.

Ede hatte einen älteren Bruder gehabt, wie er später einmal erfuhr. In seiner Erinnerung war dieser Bruder nicht vorhanden. Aber seit er davon gehört hatte, war der Tod des Bruders wie eine Wunde, die immer schmerzte und nie mehr heilte. Er wusste seinen Namen nicht, er hatte nie im Leben eine Fotografie von diesem Bruder gesehen. Einmal hieß es, er habe sich in der Wurstküche des Großvaters mit heißem Wasser überbrüht und sei an den Verbrühungen verstorben. Später hörte Ede eine andere Deutung: Der Bruder sei mit zwei Jahren an einer Erkältung im Krankenhaus gestorben.

Der Großvater und seine Frau besaßen einen Garten hinter ihrem Haus. Er grenzte an den Hinterhof, in dem sich Ede häufig aufhielt. Der hohe Zaun war für ihn unüberwindbar. Einmal stand er am Zaun und starrte hinüber, auf den Birnen-

baum, der voll mit Früchten hing. Es hieß, der Großvater wache mit Argusaugen darüber, dass niemand eine Birne pflückte. Eigentlich war sich Ede nicht bewusst, dass hinter dem Zaun der Garten des Großvaters lag. Es gab nie ein „Hallo Ede. Wie geht es dir? Komm mal rüber.“

Mutter half regelmäßig im Laden des Großvaters, der eine Metzgerei betrieb. Helga war stolz, wenn sie der Großmutter im Laden helfen durfte. Zwar musste sie die Hände von Fleisch und Wurst lassen, aber sie durfte das Geld annehmen und Wechselgeld herausgeben. Die Oma lobte sie oft, weil sie sehr genau mit dem Geld umging, sich nie verrechnete. Auch die Kunden wunderten sich, dass ein so junges Mädchen so gut rechnen konnte und so umsichtig war. Nach Ladenschluss durfte Ede in der Küche oft am Abendessen teilnehmen. Es gab fast immer Bratkartoffeln mit gebratener Blutwurst. Dem Vater gefiel es nicht, dass die Mutter im Laden half. Sie stritten sich oft deswegen. Gegenüber dem Haus des Großvaters lag die Schule, in die Edes Schwester Helga ging. Sie ist täglich mit großer Angst in die Schule gegangen. Bei Fliegeralarm wurden die Schulkinder in den Keller geführt und mussten dort bleiben, bis

es Entwarnung gab. Die Kinder ahnten, dass sie nicht lebend aus dem Keller heraus kämen, wenn die Schule von Bomben getroffen würde. Schon der Weg zur Schule war nicht mehr sicher. Es tauchten wiederholt Tiefflieger auf, die auf alles schossen, was sich bewegte.

Helga hatte es gut, glaubte Ede. Sie ging nach der Schule zur Großmutter, wo sie Essen bekam und ihre Hausaufgaben machen konnte. Sie nahm von ihrem Essen immer einen Teil mit nach Hause, denn da war auch noch jemand, der Hunger hatte: Ede. Für Helga war die Großmutter eine sehr liebe Frau. Sie war sehr wortkarg. Ihr großer Papagei redete umso mehr. Er hatte einige Sätze aufgeschnappt, die er oft zum Besten gab. Sein Lieblingssatz war: „Äne, komm schnell. Im Laden wird geklaut.“ Edes Erinnerungen an die Großmutter waren blass. Die Großmutter starb bereits mit fünfzig Jahren. Später hörte er, sie sei an Krebs gestorben.

Der Großvater nahm Helga und Ede häufig mit, wenn er mit seinem Pferdefuhrwerk aus der Waffelfabrik die Waffelabfälle holte, die er an seine Schweine verfütterte. Helga ging mit Ede einmal auf den Boden, wo die Waffeln aufbewahrt wurden. Sie steckten sich die Taschen damit voll. Die

Hörnchen schienen ihnen eine Delikatesse. Helga fragte einmal den Großvater, ob er mit ihnen nicht einen Ausflug nach Schloss Berge machen könnte. Er hätte keine Zeit, müsse sich um seine Schweine kümmern, beteuerte er immer wieder. Helga musste lange betteln. Doch am Ende zeigte Helgas Bitten Erfolg. Er nahm die Kinder kurz entschlossen an die Hand, ging mit ihnen zur Remise und spannte das Pferd vor den Wagen. Dann ging es in freudiger Erwartung mit dem Pferdewagen nach Schloss Berge.

Nachher im Schlossgarten war es wunderbar. Der Großvater und die Kinder gingen über eine hölzerne Brücke. Durch die Ritzen zwischen den Bohlen hindurch konnte man das Wasser des Schlossgrabens sehen. Irgendwo im Schlossgarten gab es Eis zu kaufen. Es war ein herrlicher Moment, als sie an einem Tisch saßen und Eis löffelten. Allmählich wurde der Großvater unruhig. Er sorgte sich um das Pferd, das er in der Nähe des Eingangs angebunden hatte.

Das war die einzige Begegnung Edes mit dem Großvater, an die er sich erinnern konnte.

Viele Jahre später, als Ede in R. lebte, sah er ihn unter ganz anderen Umständen noch ein zweites

Mal. Seine Mutter war mit Ede aus dem Weserbergland nach Gelsenkirchen angereist. Aber da lag der Großvater in einem Sarg im großen Flur, blass, still und reglos, und Edes Mutter fiel auf die Knie und schluchzte laut. Sie zog ihn runter, er musste sich auch hinknien. Irgendwie hatte er das Gefühl, das wurde von seiner Mutter erwartet. Später saßen alle am großen Tisch und aßen. Der tote Großvater lag allein, in seinem Sarg, in der großen Diele. Die meisten Personen am Tisch, es waren lauter Verwandte und Freunde der Familie, kannte Ede überhaupt nicht. Er hatte viele von ihnen noch nie gesehen. Obwohl Ede das einzige Kind am Tisch war, empfand er keine Langeweile. Er lauschte aufmerksam auf die Gespräche der Erwachsenen, die kaum ein Blatt vor den Mund nahmen. Plötzlich klingelte es an der Tür und Schwägerin Meta öffnete. Ein Mann stand davor, sprach sein Beileid aus und schloss daran seinen eigenen Kummer an. Auch er habe einen lieben Menschen verloren, sei nun ganz allein. Er glaube, hier im Kreise Gleichbetroffener für kurze Zeit seine Einsamkeit vergessen zu können. Ede merkte, dass ihm kaum jemand zu glauben schien, aber man wies ihm nicht die Tür, sondern lud ihn ein, am Tisch Platz zu nehmen. Am anderen Tischende

saß Tante Mia. Über sie kursierten in der Runde tolle Geschichten. Sie habe jetzt einen Polen, hieß es. Den durfte sie aber nicht mitbringen. Sie war früher das Sorgenkind von Opa Bernhard gewesen. Seinem strengen Regiment setzte sie Raffinesse entgegen. Wenn Opa zum Treffen der Feuerwehrmänner ging, entschwand sie heimlich durchs Fenster zu ihren Freunden. Die Schwestern bekamen das wohl mit, aber sie verpetzten sie nicht.

Eines Tages, Ede spielte im Hof, kamen weiß gekleidete Personen und gingen durch die Hintertür ins Haus. Ein Mann, der im Hof sein Fahrrad reparierte, scherzte: „Das ist der Metzger.“ Als Ede ihn ratlos anschaute, drehte er sich schnell um und beschäftigte sich weiter mit seinem Fahrrad. Später erfuhr Ede, dass er einen Bruder bekommen hatte. Aber der Zusammenhang mit den Weißgekleideten war ihm nicht klar.

Ede ärgerte sich, dass er regelmäßig früh ins Bett musste, selbst im Sommer, wenn es noch lange hell war. Er konnte nicht einschlafen und hörte die anderen Kinder draußen auf der Straße spielen. Dann stand er auf, trat vor das Fenster und sah

hinaus. Die Eltern duldeten keinen Widerspruch. Sie entschieden, Kinder gehörten zu einer bestimmten Zeit ins Bett. Die Eltern kamen auch nicht ins Schlafzimmer, um nachzuschauen, ob alles in Ordnung war.

Manchmal marschierte eine Kolonne durch die Straße. Alle Männer waren einheitlich wie mit einer Art Uniform gekleidet, aber ohne Abzeichen und ohne glänzende Knöpfe. Ein Mann ging deutlich nach links versetzt voran. Der Hall des monotonen Gleichschritts hing noch eine Weile in der Luft, als die Kolonne schon fort war. Ede wusste nicht, was für Männer das waren. Es war auch niemand da, der ihm eine Erklärung geben konnte.

Evakuierung

Eines Tages erhielt die Familie noch im Bunker die Nachricht, dass sie nicht nach Hause gehen konnten, weil ihre Wohnung bei dem Bombenangriff zerstört worden war. Sie mussten vorübergehend im Bunker wohnen. Als die Mutter den ersten Schock überwunden hatte, war sie nicht mehr zu halten. Sie wollte die Ruine sehen, die von dem

Haus übrig geblieben war, in dem sie Jahre lang gelebt hatte. Im Schutt nach Resten von ihrer Einrichtung zu suchen, wurde ihr aber nicht erlaubt, weil die Gefahr zu groß war, dass die Außenwände einstürzen könnten. Ede hätte gerne nach seinen Bleisoldaten gebuddelt. Man ließ es nicht zu.

Nach wenigen Tagen stand der Zielort ihrer Evakuierung fest. Bevor sie zum Zug gebracht wurden, mit dem sie ins Weserbergland fahren sollten, erhielten alle ein Schild, das sie an einem Band um den Hals tragen mussten. Darauf standen ihr Name und der Namen des neuen Wohnortes und der Name des Hofes, auf dem sie wohnen sollten.

Ein Auto brachte die Familie direkt vom Bunker zum Bahnhof, wo sie einen Zug für Ausgebombte und Evakuierte bestiegen. Sie hatten nichts bei sich außer den Kofferchen für den Bunker. Als Helga und Ede über Hunger und Durst klagten, konnte die Mutter ihnen nicht helfen. Sie hatte keine Verpflegung mehr besorgen können. Auf mehreren Stationen stiegen weitere Personen zu. Die Fahrt mit dem Zug dauerte insgesamt drei Tage. Kurz vor Hameln ging es gleich am ersten Tag nicht weiter. Die Gleise waren bei der Bombardierung eines Zuges zerstört worden. Es soll viele Opfer unter den Passagieren gegeben haben, wusste

ein Mitreisender zu erzählen. Der Zug mit den Evakuierten musste notgedrungen wegen der Schäden an den Gleisen wieder zurückfahren. Die Menschen im Abteil waren verunsichert. Ede versuchte zu schlafen, aber er war so aufgeregt, dass er keinen Schlaf fand.

„Wir sind in Münster“, sagte Mutter auf einmal und zeigte auf das Bahnhofsschild. Aber dahin wollte man eigentlich nicht, so viel wusste Ede allmählich. Plötzlich hieß es, es gibt etwas zu trinken, das Rote Kreuz schenkt warme Milch aus. Man gab Ede eine Blechtasse. Er sollte sich anstellen. Er ging gerne zu dem Tisch, wo Frauen vom Roten Kreuz Milch ausschenkten, denn er war sehr durstig. Auf einmal stand eine Frau neben ihm. Sie hätte ein Baby, jammerte sie, und das sei durstig und sie hätte kein Gefäß. Sie bat ihn, ihr den Becher zu leihen, sie käme auch sofort damit wieder zurück. Ede gab ihr gutgläubig seinen Becher. Er solle hier auf sie warten, sagte sie noch. Aber wer nicht mehr kam, war die Frau. Als Ede ohne Milch und ohne Becher zurückkam, zuckte man nur mit den Schultern. Ede kam nicht darauf nachzufragen, weshalb man ihn allein losgeschickt hatte, und es kam auch niemand auf die Idee, mit ihm nach der Betrügerin Ausschau zu halten oder

ihn zu trösten. Er sei eben etwas einfältig. Aus, vorbei, keine Milch.

Plötzlich kam eine Durchsage: „Alle sofort einsteigen.“ Schnell leerte sich der Bahnsteig. Die Türen klappten zu. Der Zug verließ eilig den Bahnhof.

„Richtung Weser“, sagte jemand im Abteil.

Jahrzehnte später wohnte Ede in Münster. Er fand in einem Buch Aufnahmen von Münster aus den Jahren 1944-45. Der Blick ging ungehindert durch zerbombte Straßenzüge. Münster, eine Trümmerwüste. Wir müssen hier ein Jahr früher durchgekommen sein, dachte er.

Ede hatte noch häufig im Leben Glück gehabt, zum Beispiel, als er als Kleinkind lebensbedrohlich an Diphtherie und Scharlach erkrankt war und, wie man ihm später berichtete, dem Tod ganz knapp von der Schippe gesprungen war, oder, wenn er später, als junger Mann, nach Hause ging und den Kanal überquerte. Dann ging er aufrecht über den stählernen Brückenbogen. Wenn er heute die Brücke im Auto überquert, läuft ihm kein Schauer über den Rücken. Damals wusste er: „Das kannst du.“ Und er machte es eben. Er schwankte nicht und ihm wurde auch nicht schwindelig,

wenn er vom höchsten Punkt des Bogens nach unten auf das Wasser schaute.

Unterwegs hielt der Zug plötzlich auf freier Strecke. „Feindliche Tiefflieger im Anflug. Alle aussteigen! Schnell weg vom Zug!“, hieß es, „Sucht suchen. Versteckt euch!“ Die Menschen rutschten die steile Böschung hinunter. Manche fielen hin und verletzten sich. Aber die Angst vor den Tieffliegern trieb sie weiter. Auch die Kinder spürten die Todesgefahr, in der sie alle schwebten.

„Alle zusammenbleiben“, rief Helga. Die Mutter hatte den kleinen Bruder auf dem Arm. Helga half ihr. Ede rutschte den Hang hinunter. „Nach rechts“, hieß es, „nach rechts. Da ist eine Bahnunterführung.“ Dann hörte Ede auch schon Flugzeuge heranbrausen. Das schnelle, bedrohliche Rattern der Bordwaffen eilte ihnen voraus. Im Tiefflug rasten sie den Bahndamm entlang und beschossen den Zug. Die Passagiere waren nur knapp den Salven der Bordwaffen entgangen. Wer die Unterführung erreicht hatte, glaubte sich in Sicherheit. Die Flieger drehten nach kurzer Zeit wieder um und griffen den Zug erneut an. Gott sei Dank flogen sie nur den Bahndamm entlang und suchten nicht nach den Passagieren. Schließlich

kam Entwarnung und alle mussten schnell wieder einsteigen. Die Menschen hetzten die steile Böschung hinauf. Niemand wollte zurückbleiben. Dann ging es weiter. Die Waggons und die Lok waren unversehrt geblieben. Aber einige Passagiere schienen Verletzungen erlitten zu haben. Es kam nämlich ein Mann mit einem blutgetränkten Kopfverband an ihrem Abteil vorbei. Kurz vor der Weiser stoppte der Zug erneut: „Alle raus. Deckung suchen.“ Direkt neben den Gleisen lag eine Schonung. Niedrige Bäumchen, hohes Unkraut. Alle hasteten in die Schonung hinein. Die Menschen kamen nicht weit. Da waren die Tiefflieger schon zu hören. In höchster Not warfen sich die Menschen ins hohe Gras. Die Tieffliegerbesatzungen schienen sie in der Schonung nicht gesehen zu haben.

„Still liegen bleiben!“, schrie jemand.

Eine Frau brüllte einen Glatzköpfigen an: „Setz dir einen Hut auf den Kopf. Die Sonne spiegelt sich auf deiner Glatze. Du verrätst uns.“ Sie wurde ganz hysterisch. Da zog sich der Mann die Jacke über den Kopf. Rechts vom Bahndamm lag ein Bauernhof. Plötzlich stieg dort schwarzer Rauch auf, Staub wirbelte durch die Luft, Kühe brüllten, Menschen klagten und schrien. Ein Tiefflieger hat-

te wohl einen Bogen geflogen und den Hof angegriffen.

„Ein Volltreffer“, kommentierte jemand.

„Gott sei Dank“, sagte Mutter, „dass wir nicht dorthin gelaufen sind.“

Dann rief ein Zugbegleiter vom Bahndamm herab:

„Einsteigen. Es geht sofort weiter.“

Als sie am Zug ankamen, schaute ein Mann aus dem Toilettenfenster eines Waggon. Er hatte noch Rasierschaum im Gesicht. Ede wunderte sich. Hatte er während des Tieffliegerangriffs den Zug nicht verlassen? Ede erkannte den SA-Mann, der als Zugbegleiter mitfuhr. Er gehörte zu den Männern, die regelmäßig an den Gesprächen bei seinem Vater teilgenommen hatten. „Was macht der bei uns im Zug?“ sagte Ede leise. Und Helga flüsterte ihm hastig zu: „Halt den Mund, sag nicht, dass du ihn kennst.“

In Hessisch-Oldendorf endete ihre Reise. Am Bahnhof standen Pferdefuhrwerke von den Höfen, auf denen die Reisenden nunmehr wohnen sollten. Die Bauern, die die Evakuierten abholten, hatten eine Liste, auf der die Namen der Familien standen, die sie übernehmen sollten. Sie riefen die Namen auf. Edes Mutter hatte einen Schein, den sie dem Bauern vorweisen konnte und den sie

später im Bürgermeisteramt in R. für die Anmeldung vorlegen musste.

Später, als Ede sich mit Geschichte befasste, wurde ihm klar, dass seine Familie zu den Ausgebombten und Evakuierten gehörte, die aus den vom Luftkrieg bedrohten Städten des Ruhrgebiets auf Dörfer umziehen mussten. Die Wörter Ausgebombte und Evakuierte hatte Ede damals nicht gehört. Das Fuhrwerk, das sie aufnehmen sollte, stand bereit. Helga war begeistert von den beiden schönen Pferden: „Schau mal, Ede, was die für kräftige Beine haben.“

Ede nickte begeistert: „Und erst mal die Haare an den Beinen. Die fallen ja bis auf die Hufe hinab.“ „Kaltblüter. Beste Zugtiere“, mischte sich der Fuhrmann ein, der zugehört hatte. Später stellte sich heraus, dass der Fuhrmann der Bauer war, auf dessen Hof sie untergebracht werden sollten. Es stiegen noch drei weitere Familien zu, die der Fuhrmann bei den anderen Vermietern absetzte.

Ankunft in R.

Es war ein großer Hof, am Dorfrand gelegen, wo Mutter, Schwester, Bruder und Ede im ersten

Stock eine Wohnung bekamen. Sie bestand aus einem Wohnzimmer mit einer Kochecke mit großem Herd und einer Spüle und zwei Schlafzimmern. Gebadet wurde im Keller in einem großen Bottich. Das Badewasser konnte in einem Kochkessel heiß gemacht werden. Hier im Keller holte man auch das Wasser für die Zubereitung der Mahlzeiten. Die Toilette lag im Stall an einem langen Gang, der Kuhstall und Schweinestall der Länge nach trennte. Für die Nacht musste man sich mit einem Nachtgeschirr bzw. einem Wassereimer behelfen. Der Weg in der Dunkelheit zur Toilette, einem Plumpsklosett, war nicht ratsam. Das musste später Gudrun erfahren. Eines Nachts wollte sie nicht den Wassereimer benutzen, sondern die Toilette aufsuchen. Sie tastete sich in tiefster Dunkelheit über die Tenne zum Kuhstall vor, ging auf dem schmalen Steg immer an der Wand entlang bis zur Toilettentür. Sie riss die Tür auf, hob in aller Eile das Nachthemd hoch und wollte sich auf das hölzerne Brett des Plumpsklos niedersetzen. Da spürte sie Männerschenkel unter ihrem Po. Sie sprang augenblicklich wieder hoch und lief so schnell sie konnte zurück zur Diele, wo sie, ohne sich irgendwo gestoßen zu haben, ankam. Sie zitterte immer noch am ganzen Körper, als sie im

Flur ankam und in die Wohnung ging. Immer, wenn sie danach den Großknecht sah, schämte sie sich furchtbar.

Hier in R. hatte die Familie das Gefühl, in einer ganz anderen Welt zu sein. Man lebte in Ruhe, konnte nachts durchschlafen. Es gab keinen Fliegeneralarm, keine Bomben, man musste nicht in den Bunker flüchten. Man musste auch keine Tiefflieger fürchten. Das war das Gute am Leben hier im Dorf.

Der Bauernhof, auf dem Ede und seine Familie wohnten, war der größte im Ort. Die leicht ansteigende Straße vom Dorf her endete auf dem von Gebäuden umstandenen gepflasterten Innenhof. Das Gebäude an der Stirnseite besaß eine Tordurchfahrt. Von hier ging es zu den Feldern und Weiden des Hofes und in den Wald. Das geräumige, zweistöckige Wohnhaus stand linker Hand und war durch eine Tenne mit dem Stall verbunden. Der Bauer zog beim Gehen das rechte Bein nach. Man erzählte, ein Bulle habe ihn einmal im Stall mit den Hörnern an die Wand gedrückt und dabei schwer verletzt. Der Bauer nannte seine Frau nie beim Namen, wenn er sie rief. Er posaunte nur

sein „Hörste?“ heraus. Und sie antwortete kurz „Ja“, wenn sie ihn hörte. Die Frau stammte aus einem Nachbardorf. Die Leute spotteten heimlich über ihren schwerfälligen Gang. Sie sagten, ihr seien die Oberschenkel zusammen gewachsen. Man sah die Bäuerin nur selten auf dem Hof oder auf der Tenne. Wenn die anderen Hofbewohner im Sommer unter der Linde sangen, kam sie nie dazu. Auf dem Felde trug sie eine Haube, die ihr Gesicht und ihren Nacken vor der Sonne schützte. Das Bauernpaar wirkte sehr unnahbar, aber erstaunlicherweise ließen sie Ede und seine Freunde von den Nachbarhöfen auf der Wiese an der Zufahrt zum Hof regelmäßig Fußball spielen. Helga erklärte ihm, dass die Frau sehr traurig sei, weil ihr einziger Sohn wohl nicht mehr lebte. Es kamen nämlich seit einiger Zeit von ihm keine Feldpostbriefe mehr an. Der Verlust des Sohnes schien sie nachsichtig zu machen und so ließ sie die Jungen Fußball spielen.

Im Umgang mit Ede und Helga blieb sie kurz angebunden. Den Mägden erlaubte sie, wenn „Püfferchen“ gebacken wurden, Helga und Ede einen Teller voll auf den Tisch zu stellen. Die Kinder durften dann bei den Mägden in der Küche Platz

nehmen und mit einem Löffel Schmalz aus einer Schüssel auf die Püfferchen streichen.

Auch der Bauer war zuweilen nett zu ihnen. Er hatte einen alten Trecker, der manchmal mit einer Handkurbel angeworfen werden musste. Wenn Ede und Helga ihm dabei fasziniert zuschauten, durften sie schon mal auf diesem Trecker mitfahren, gleichsam als Belohnung dafür, dass sie seinen alten Deuz bewunderten.

Als die Kartoffeln gut im Kraut standen, erhielt die Familie die Aufforderung, sich am Absammeln von Kartoffelkäfern zu beteiligen. Die Käfer wurden in einer Büchse gesammelt, die der Leiter der Sammelgruppe am Schluss in Empfang nahm.

Eines Tages war die Ruhe vorbei. Ein Rungenwagen wurde unter das Hakenkreuz am weißen Giebel der Scheune geschoben und ein Knecht überstrich es mit weißer Farbe.

„Der Ami kommt“, hieß es. Die Umrisse des Hakenkreuzes blieben erkennbar. Am frühen Nachmittag pfiffen vom Dorf her Granaten über den Hof hinweg. Es war nicht klar, ob es sich um englische bzw. amerikanische oder deutsche Artillerie

handelte. Die Granaten verschonten den Hof. Sie schlugen in den nahen Bergrücken ein. Die Amis, die schließlich den Hof besetzten, näherten sich vom Wald her.

In dieser Situation versteckte die Mutter einen Gegenstand im Fach des Herdes, in dem sich der Ruß sammelte. Sie behielt aber für sich, um was es sich handelte. Allerdings verbot sie den Kindern, den Herd in Betrieb zu nehmen. Nachdem die Amis wieder fort waren, holte sie den Gegenstand wieder heraus. Es war Vaters Pistole, die zum Vorschein kam.

„Der Ami kommt“, sagte der Bauer, „geht alle in den Keller und sucht dort Schutz.“

Alle verkrochen sich schnell im Keller. Sie hatten Angst. Nach kurzer Zeit hörte man Autos auf den Hof fahren. Bremsgeräusche. Es ertönten laute Stimmen. Dann hörte man hastige Schritte im Hausflur und auf der Kellertreppe. Schließlich schlug es heftig gegen die Kellertür. Sie wurde aufgerissen und Uniformierte mit Stahlhelm und vorgehaltenem Maschinengewehr standen in der Tür.

„Hands up“, brüllte einer und alle im Keller hoben die Arme über den Kopf. Mutter stieß Ede in die Seite: „Hände oben behalten.“ Unter den Solda-

ten waren auch zwei Farbige. Ede hatte nie zuvor einen Farbigen gesehen.

„Soldaten?“, fragte einer der Amis.

„Nix Soldaten hier“, sagte die Bäuerin.

Man glaubte ihr nicht, alle Kellertüren wurden aufgerissen und die Räume durchsucht. Ohne Ergebnis. Alle mussten raus aus dem Keller und rein in die Diele. Dort wurden sie überprüft. Man suchte Soldaten. Die Kinder bekamen schnell Kontakt zu den Soldaten und erhielten von ihnen Kaugummis und Plätzchen.

Schließlich wurden alle Hofbewohner in die Scheune getrieben.

Die Amis ließen sich im Haus nieder. Alle in der Scheune lauschten auf die Geräusche, die vom Haus herüber drangen. Was machten die Amis? Nach einigen Stunden stiegen sie in ihre Jeeps und fuhren einfach vom Hof, ohne noch mal in die Scheune zu kommen. Der Bauer öffnete schließlich die Scheunentür und schaute hinaus: „Sie sind weg. Ihr könnt alle rauskommen.“

Als sie in ihr Zimmer kamen, trauten sie kaum ihren Augen. Einkochgläser mit Fleisch und Früchten hatten die Amis auf dem Tisch zurückgelassen, angebrochene und noch verschlossene Gläser. Beim Anblick der Gläser lief allen das Wasser im

Munde zusammen. Ede konnte es kaum fassen, dass es so etwas gab. Die Mutter behielt in der ganzen Aufregung die Nerven: „Alles schnell unterm Bett verstecken.“

Das war keine Minute zu früh, da ging schon die Tür auf und die Bäuerin stand im Zimmer. Sie schaute scharf umher. Alle ahnten, dass die Bäuerin ihre Vorräte suchte. Mutter drängte sie schnell zurück: „Wir wollen unsere Ruhe nach der Aufregung.“

„Endlich ist der Krieg zu Ende“, sagten die Leute auf dem Hof. Wie es weitergehen sollte, war vorerst kein Gesprächsstoff. Hier sind keine Bomben gefallen, und Fliegeralarm hat es auch nicht gegeben, fiel es Ede ein. Bunker wie in Gelsenkirchen gab es hier gar nicht. Hier war nichts von einem Krieg zu spüren gewesen. So ging es hier weiter wie bisher.

Schließlich musste auch Ede in die Schule. Es gab nur einen großen Klassenraum und nur einen Lehrer, der die Dorfkinder unterrichtete. Er teilte die Schüler in zwei Gruppen. Erster bis zweiter Jahrgang und dritter bis achter Jahrgang wurden getrennt unterrichtet. Schulbücher gab es nicht. Ge-

schrieben wurde auf einer Schiefertafel oder einem weiß beschichteten Karton, der in Heftform zusammenklappbar war. Das Geschriebene konnte wie bei einer Tafel mit einem Lappen abgewischt werden.

Mit dem Rohrstock war der Lehrer nicht zimperlich. Den schnitt er sich immer mal wieder neu in seinem Garten, wenn er ihn auf dem Hintern der Schüler zerschlagen hatte. Ede hat nie vom Lehrer Schläge bekommen.

Helga war dem Lehrer aufgefallen. Sie beherrschte bereits den Stoff, den er im Unterricht der oberen Klassen durchnehmen wollte. Neues fasste sie schnell auf. Er hatte den Eindruck, sie sei sehr selbstbewusst, ehrgeizig, verantwortungsvoll, eben ein Stadtkind, das sich wohltuend von seinen Dorfkindern abhob. So erklärte er sie zur Aufsicht über seine Schulkinder. Nun konnte er während des Unterrichts häufig in den Garten zu seinen Bienenvölkern gehen und Helga wie eine Lehrerin mit den Kindern allein lassen. Er belohnte ihren Einsatz wiederholt mit einem Glas Honig. Einmal saß Ede, in Tränen aufgelöst, vor seiner Tafel. Er kam nicht weiter und weinte. Seine Schwester war sehr nett zu ihm in seiner Not und half ihm weiter.

Der Sohn des Müllers gehörte zu den frechsten und faulsten Kindern in der Schule. In Diktat war er mit fünfzig Fehlern der Schützenkönig. Wenn Helga sein Diktat durchsah, versuchte er sie zu bedrängen, seine Fehler zu verbessern. Sie ließ sich nicht darauf ein. Einmal sprach er Helga an: „Ihr Stadtmädchen habt eine glattere Haut als unsere Mädchen hier im Dorf. Kommt das vom vielen Waschen? Wie oft wascht ihr euch?“ „Jeden Tag“, entgegnete Helga schnippisch. „Darf ich mal deine Haut berühren?“ „Hau bloß ab!“ ließ sie ihn abblitzen. Sie hielt ihn für einen bösen Lümmel und hielt sich bewusst von ihm fern.

Bei der Untersuchung durch eine Schulärztin wurde bei einigen Kindern Krätze festgestellt, auch bei Ede. Er schämte sich, als er mit den anderen Leidensgenossen vorne am Pult stand und die Schüler an ihnen vorbei aus der Pause wieder in den Klassenraum strömten. Sie schauten neugierig auf die fast nackten Jungen, die Krätze hatten. Zu Hause rieb ihn die Mutter mit seinem eigenen Urin ein. Das sollte helfen.

Anfangs standen die Dorfjungen versteckt hinter einer Hausecke und lauerten den Evakuierten auf. Sie wollten sich an dem Stadtmädchen dafür rächen, dass sie ihnen die Fehler nicht durchgehen ließ und ihre Aufsicht streng handhabte. Helga und Ede wurden manchmal kräftig verhauen. Es waren lauter kleine Teufel, diese Dorfkinder. Die Gegenwehr der Geschwister war heftig. Geholfen hatte ihnen auch, dass der Lehrer von der Prügelei erfuhr und die Dorfjungen heftig zurechtstauchte. Er ließ Ede und seine Schwester ein paar Tage lang zehn Minuten früher nach Hause gehen. Vor allem die Gegenwehr der Geschwister führte dazu, dass die Dorfjungen schließlich von ihnen abließen. Ede konnte wieder allein durchs Dorf gehen, ohne verprügelt zu werden. Die Geschwister hatten sich Respekt verschafft. Mutter kümmerte sich nicht um die beiden. Sie sollten allein zurechtkommen. Sie versorgte den kleinen Bruder und war rastlos darauf bedacht, dass die Familie in der schlimmen Zeit immer etwas zu essen hatte.

Im Dorf gab es einen Lebensmittelladen. Helga freundete sich mit der Tochter an. So bekam sie schon mal Stifte und ein Schreibheft geschenkt.

Die Mädchen wurden allmählich richtige Freundinnen. Für Helga war diese Freundschaft wichtig, denn sie hatte ja sonst niemanden.

Die Familie erhielt Lebensmittelkarten. Die Mutter besorgte die Karten im Bürgermeisteramt. Sie besprach nichts mit den Kindern. Die Lebensmittelkarten konnte man im Dorfladen gegen Mehl, Graupeln, Salz, Fleisch und anderes einlösen. Weil sie auf einem Bauernhof wohnten, bekamen sie keine Abschnitte für Fett, Milch und Zucker. Stattdessen hatte ihnen die Bäuerin eine bestimmte Menge dieser Nahrungsmittel zu liefern. Zucker erhielt der Bauer von einer Fabrik im Nachbarort, wo er seine Zuckerrüben ablieferte.

Gerne war Ede hier im Dorfladen. Es hing ein wunderbarer Duft in der Luft. In einem Fass schwammen Gurken, die dufteten herrlich. In einem anderen befanden sich Salzheringe. Die Mutter kaufte häufig Salzheringe. Sie wässerte sie, nahm Rogen und Milcher heraus. Die Milcher verührte sie, womit wusste er nicht, zu einer Marinade und legte die Heringe dort zum Ziehen hinein. Zusätzlich kamen Lorbeerblätter und Wacholderbeeren hinzu. Zum Abschluss legte sie

obendrauf Zwiebelringe. Eingelegte Heringe gab es zu Pellkartoffeln.

Die Mutter war irgendwie erfinderisch. Sie machte eine wundersame Kartoffelsuppe. Irgendwo hatte sie eine Kartoffelreibe aufgetrieben. Dann ging es ratschratsch. Das Geriebene kam in ein Tuch und wurde ausgedrückt. In einem großen Topf brachte sie Wasser zum Kochen. Aus dem Kartoffelbrei wurden kleine Bällchen geformt und in das Wasser gelegt. Wenn sie nach einer Weile oben schwammen, war klar, dass sie gar waren. Die Mutter füllte die sämige Wassersuppe in die Teller. Dazu verteilte sie die Kartoffelklößchen. Es war ein ekelhafter Wassersuppenfraß, aber alle wurden satt. Sehr häufig gab es Dickemilch mit Pellkartoffeln zu essen. Dickemilch machte sie ganz einfach. Milch wurde in Schüsseln gegossen und mit einem Teller abgedeckt. Die Schüsseln blieben einige Tage auf der Fensterbank stehen. Dann war die Dickemilch fertig.

Wenn die Mutter mal außer Hause war, genossen Ede und Helga es, Bonbons zu machen. Sie gossen Öl in die Pfanne und rührten Zucker hinein. Der Zucker wurde so lange gerührt, bis er sich mit dem

Fett zu einer flüssigen Masse verbunden hatte. Anfangs tropften sie die heiße Flüssigkeit auf Backpapier zu kleinen Klümpchen. Da das Papier an dem Zuckerwerk kleben blieb, kamen sie auf die Idee, die zuckrige Masse in eine Schüssel mit Wasser zu löffeln. Da die Mutter diese Experimente nicht duldet, wagten die Kinder die Bonbonherstellung nur durchzuführen, wenn die Mutter eine längere Zeit fortbleiben würde.

Eines Tages nahm Mutter Ede an die Hand und sie gingen zur Obst- und Viehwiese hinter den Stall. Was sie vorhatte, behielt sie für sich. „Komm, setz dich“, sagte sie und sie ließen sich erst einmal auf der kniehohen Mauer eines Futtersilos nieder. Das Silo war leer, sein Inhalt verfüttert. Es gab ja für die Tiere frisches Grün auf den Weiden. Als Hühner gackernd und scharrend an ihnen vorbeizogen, stieß Mutter Ede an: „Treib sie ins Silo.“ Und tatsächlich gelang es Ede, eins der Tiere ins Silo zu scheuchen. Die Mutter sah sich kurz um, sprang dann auf und kletterte an der schrägen Einfahrtseite ins Silo hinab. Sie drängte das verängstigte Tier in eine Ecke. Nach ein paar Minuten kam sie wieder hoch. Sie hatte das Huhn in ihre Schürze gewickelt. Es schien nicht mehr zu leben. Sie schli-

chen sich vorsichtig über die Tenne hinauf in die Wohnung. Und nun gab es einige Tage eine kräftige Hühnersuppe zu essen. Helga hielt sich zurück. Sie aß die Suppe nicht. Vor ihren Augen sah sie noch das lebendige Huhn. Das Bild verdarb ihr den Appetit. Und sie blieb eisern bei ihrer Ablehnung. Die Tür zum Flur musste immer geschlossen bleiben, damit der Duft der Hühnersuppe die Bäuerin nicht misstrauisch machte.

Die Bäuerin war eine heftige Frau. Deswegen schlichen sich die Kinder immer leise durch den Flur die Treppe zur Wohnung hinauf. Neben der Treppe hatte sie ihren Salon, wo ihr Klavier stand, auf dem sie regelmäßig spielte. Wenn sie die Kinder kommen hörte, stürzte sie aus ihrem Zimmer heraus und rief: „Ihr verdammtes Pack. Wollt ihr wohl leise die Treppe raufgehen!“ Die Bäuerin wurde von Ede und Helga aus Rache oft bestohlen: Äpfel, Nüsse, Kohlköpfe. Im Keller stand die Buttermaschine und daneben befand sich ein Fass mit Wasser, in dem die fertige Butter schwamm. Die Kinder brachen sich regelmäßig klammheimlich ein Stück Butter ab. Sie gingen dabei so geschickt vor, dass sie nie ertappt wurden. Die Mägde backten große Plattenkuchen, Butterkuchen

und Obstkuchen, die sie zum Abkühlen in den Keller stellten. Hier waren die Kuchen auch vor den Fliegen sicher. Der Zuckerkuchen war besonders lecker wegen der vielen Stellen, an denen die Butter eine Vertiefung im Teig hinterlassen hatte, in der sich Zucker einlagerte. Ede und Helga schnitten sich davon häufig einen schmalen Streifen ab. Sie hatten ja sonst nichts, also stahlen sie sich den Kuchen.

Die Bäuerin lebte mit ihrem Mann in der unteren Etage. Am Ende des Flures lagen die große Küche und Räume für die Mägde. Der Knecht schlief in einem Raum über der Tenne. Im Sommer war auf der Tenne reger Flugverkehr. Die Schwalbeneltern flogen ununterbrochen rein und raus. Sie brachten ihren unersättlichen Kindern frische Nahrung. Ede konnte stundenlang zuschauen, wie die Kleinen gefüttert wurden. Man sah nur die weit aufgerissenen Schnäbel aus den Schwalbennestern heraus schauen. Die Nester waren kunstvoll in den Winkel von Decke und Wand hinein gebaut worden.

Helga bekam von der Bäuerin einmal Bücher geschenkt, die ihrem Sohn gehört hatten. Helga war

sehr glücklich darüber. Ihr kam es wie ein Wunder vor, dass die Bäuerin ihr die Bücher gegeben hatte. Vielleicht glaubte die Bäuerin, dass die Bücher bei Helga gut aufgehoben waren. Ihr hatten sie doch nur im Wege gestanden. Tagelang saß Helga dann auf der Wiese unter dem großen Walnusbaum und schmökerte in den Büchern. Sie war glücklich. Für Augenblicke war sie in einer anderen Welt. Das Bauernpaar behielt das Reitpferd, das ihrem bei Stalingrad vermissten Sohn gehört hatte. Sie brachten es nicht übers Herz, das Tier zu verkaufen.

Die Familie lernte schnell, sich selbst zu versorgen. Es gab ja sonst niemanden, der ihr half. Aus dem Bürgermeisteramt schaute niemand bei ihnen mal rein und erkundigte sich, wie sie zurechtkamen. Als das Korn geschnitten war, gingen alle auf die Felder zum Ährenauflesen. Die Körner wurden später herausgelöst, in Leinensäcken aufbewahrt und schließlich in der Kaffeemühle zermahlen, um daraus Brot oder Kuchen backen zu können. Wenn die Bauern die Kartoffeln gerodet hatten, ging die Mutter mit den Kindern mit Erfolg Kartoffeln stoppeln. Die Früchte kellerten sie für den Winter ein.

Die Dorfstraßen wurden von Obstbäumen gesäumt. Hier gingen sie regelmäßig entlang, um das Fallobst einzusammeln und daraus Kompott und Obstkuchen herzustellen. Später beteiligten sie sich an der Ersteigerung von Obstbäumen, die zu einem geringen Preis zu haben waren. Die Früchte wurden mit einem Apfelpflücker vom Baum geholt. Einige Sorten hielten sich bis Weihnachten. Sie wurden teils in einem Nebenraum der Wohnung gelagert, teils eingemacht. Andere schnitten sie zu Ringen, fädelten sie auf einen Faden und trockneten sie. Bohnen- und Erbsenschoten wurden ebenfalls getrocknet und später gedöpft. Zarte Bohnenschoten wurden auf einen Faden gezogen und getrocknet. Aus diesem Dörrgemüse kochte die Mutter im Winter herrliche Bohnensuppen. In der Pfanne wurde Mehl angeschwitzt und über die Suppe geschüttet.

Irgendwann machten sie wie die anderen Hofbewohner Rübenkraut. Der Melker und der Großknecht stellten ihre Waschkammer zur Verfügung. Hier stand ein großer beheizbarer Kessel, in dem sonst das Viehfutter hergestellt und die Wäsche gekocht wurde. Die Zuckerrüben wurden gewaschen, gekocht und in einer Presse ausgequetscht.

Der Saft, der am Boden des Fasses herausfloss, wurde aufgefangen und in einem Kessel, der sonst für die Kochwäsche genutzt wurde, gekocht bis er dickflüssig war. Der fertige Sirup kam in Einweckgläser. Er diente als Brotaufstrich. Lecker war er auch auf Reibekuchen. Später, als der Vater wieder zu Hause war, stellte er, wie die anderen Männer im Dorf, aus Rübensaft Schnaps her. Das Destilliergerät machte auf den Höfen seine Runde. Der Dorfpolizist kümmerte sich nicht darum.

Nach und nach erschloss sich die Familie den Reichtum der Wälder oberhalb des Hofes. Sie sammelte wilde Erdbeeren, Himbeeren, Brombeeren und Heidelbeeren. Aus den Früchten machte die Mutter Marmelade. Nur bei den Pilzen gab es Probleme. Welche waren essbar? Welche waren giftig? Die Mutter traf einmal beim Sammeln eine Frau, eine Zugezogene, die sie bei der Bestimmung der Pilze beriet. In Zweifelsfällen warfen sie die Pilze lieber weg. Eines Tage erlebten sie nach der Rückkehr aus dem Wald eine unangenehme Überraschung. Im Gesicht, am Hals und an anderen Körperteilen hatten sich während des Himbeerensammelns Holzböcke festgebissen. Beim Entfernen der Quälgeister musste man sehr vor-

sichtig zu Werke gehen, damit der Kopf nicht in der Haut zurückblieb. Von diesem Tag an suchten alle einander nach Holzböcken ab.

Wenn im Herbst die Bucheckern von den Bäumen fielen, zogen sie mit Eimern und Säcken in den Wald und sammelten die Früchte ein. Sackweise standen die Bucheckern vorübergehend im Schlafzimmer. Sie brachten die Ölfrüchte zu einer Mühle im Nachbarort. Dort erhielten sie dafür Margarine und Öl. Die Mutter organisierte das Sammeln. Sie war unermüdlich darauf bedacht, die Ernährung der Familie sicherzustellen. Alle mussten dabei mit helfen.

Diese Quelle kostbarer Schätze nutzten nur die Evakuierten und einige wenige Zugezogene. Die Eingesessenen gingen achtlos daran vorbei. Man sah sie auch nicht das Fallholz aufsammeln. Ede stellte das nur fest. Gesprächsthema war das nie, weder in der Familie noch in Gesprächen mit Bewohnern des Hofes oder des Ortes. Das war einfach so, darüber sprach man nicht.

Als Helga den Konfirmandenunterricht besuchte, musste sie nach S. gehen. In R. gab es nämlich keine Kirche. Im kirchlichen Unterricht schloss sie mit der Tochter des Bäckers Freundschaft. Die

Freundschaft zahlte sich, unbeabsichtigt, für die Familie aus. Helga erzählte der Freundin von der schlechten Versorgungslage und das Mädchen bewegte seine Eltern, zu helfen. Helga und Ede liehen sich einen Handwagen und fuhren damit einmal in der Woche in den Nachbarort S. zu der Freundin. Sie sorgte dafür, dass sie zwei große, lange Brote erhielten. Das reichte für einige Tage. Es war ein Traum, einmal so richtig satt zu sein, der hier in Erfüllung ging.

Alle Wege mussten sie zu Fuß zurücklegen, bei Wind und Wetter, im Regen und im Schnee. Sie besaßen kein Fahrrad. Busse gab es nicht.

Zur Konfirmation brauchte Helga ein festliches Kleid. Woher den Stoff nehmen? Schließlich trennte die Mutter den seidenen Futterstoff aus ihrem Mantel heraus und fertigte für Helga daraus ein Konfirmationskleid. Aber es gab kein schönes Essen und ein Kuchen konnte auch nicht gebacken werden.

Zum Hof, auf dem die Familie lebte, gehörte ein großer Hausgarten mit langen Gemüsebeeten, Obststräuchern, Sauerkirschbäumen. An der Hauswand rankte so gar ein Weinstock an einem

Spalier. Hinter dem Garten standen Apfel-, Birnen- und Pflaumenbäume. Dazu gab es Walnussbäume und Haselnusssträucher. Es mussten für das viele Personal schließlich Wintervorräte angelegt werden. Die Mägde hatten reichlich zu tun mit Einmachen und Dörren. Dazu wurden Sauerkraut und Bohnen in Fässern eingelegt.

Irgendwie gelang es der Mutter, vom Bauern ein Stück Gartenland zu erwerben. Sie konnten nun selbst Gemüse und Kartoffeln anbauen. Auf den Weiden sammelten sie Kuhfladen und Rossäpffel auf und lagerten sie in einer Gartenecke bis zur Zeit des Umgrabens. Aus Stangenbohnenranken machten sie sich eine kleine Laube und stellten daneben ein Fass für Gießwasser auf. Es war ein schöner kleiner Garten.

Die Familie wuchs ganz allmählich in die Hofgemeinschaft hinein. Die Verbindung zum Dorf dagegen beschränkte sich auf wenige Berührungspunkte: Schule, Lebensmittelladen und einige Verbindungen, die allein die Mutter kannte, zum Beispiel die Stelle, wo man Lebensmittelkarten bekam. Die Kontakte zur Hofgemeinschaft entstanden wie von selbst, durch das Zusammenle-

ben. Einmal erhielt Ede vom Bauern den Auftrag, ein Zugpferd zum Beschlagen zum Schmied zu bringen. Er durfte sich auf das Pferd setzen, allerdings ohne Sattel, und so ins Dorf reiten.

„Meister“, sprach Ede den Dorfschmied an, „einen Gruß vom Bauern. Am linken Vorderhuf ist das Eisen locker.“

Der Schmied nickte. Er schien das bereits bemerkt zu haben, sah sich alle vier Hufe an und rief schließlich seinen Gesellen. „Vorne links“, sagte der Schmied. Der Geselle stellte sich so vor das Pferd, dass er das Vorderbein einknicken konnte. So zeigte das lockere Hufeisen nach oben. Ede staunte, wie geschickt der Meister das lockere Eisen entfernte, den Huf säuberte, mit einem Messer die Auflagefläche für das neue Eisen beschnitt und schließlich mit Nägeln das neue Eisen am Huf befestigte. Das Pferd stand die ganze Zeit sehr ruhig. Es schien, zu Edes Erstaunen, bei der Arbeit an seinem Huf nicht die geringsten Schmerzen erdulden zu müssen.

„So“, sagte der Schmied, gab Ede das Halfter in die Hand: „Auftrag erledigt. Einen Gruß an den Bauern.“

Ede führte das Pferd neben eine Kiste, kletterte hinauf und schwang sich von dort auf das Pferd.

Ede war stolz darauf, alles richtig erledigt zu haben. Kurz vor dem Hof ließ er im Übermut das Pferd kurz galoppieren. Der Bauer, der gerade vor dem Haus stand, sah das mit Missvergnügen und ranzte Ede an: „Das ist kein Rennpferd.“

Der Melker bewohnte zusammen mit dem Großknecht ein kleines Häuschen neben dem Haupthaus des Hofes. Er erlaubte es Ede mitzuhelfen, das Vieh zum Weiden auf die Felder oder auf die entfernten Wiesen hinaus zu treiben. Nach der Getreideernte kam auf den Stoppelfeldern der Klee hoch. Dorthin wurden die Kühe getrieben und gehütet und am späten Nachmittag wieder zum Melken in den Stall zurückgeführt. Der Knecht, der mitging, achtete darauf, dass die Kühe nicht zu schnell liefen. Es musste verhindert werden, dass die prall gefüllten Euter unterwegs Milch verloren. Nach der Rückkehr gab es im Haus des Melkers frisches Weißbrot mit Marmelade und Butter. Das war das schönste am ganzen Tag. Es war wunderbar, wenn alle am Tisch saßen und zulangten. Helga und Ede freuten sich, dass sie eingeladen wurden, in dieser großen Runde mitessen zu dürfen. Auch an den Sommerabenden durften sie regelmäßig am Abendessen teilnehmen. Ungewohnt waren für Helga und Ede die

großen Fliegenschwärme in der Küche. Immer wieder landete eine Fliege in der heißen Suppe und wurde mit den Fingern herausgefischt. Die Frau des Melkers war trotz des guten Essens nicht rundlich, eher mager, während ihr Mann ein paar Pfunde zu viel auf dem Leib hatte. Als er einige Jahre später ganz überraschend verstarb, erschien auf der Beerdigung eine Frau, die niemand im Dorf kannte. Sie stammte aus einem Nachbarort. Beim Beerdigungskaffee erzählte sie hinter vorgehaltener Hand, dass der Melker sie regelmäßig besucht hätte. Ede verstand, worum es dabei gegangen war. Er hatte vieles gelernt, was Frauen und Männer betraf und was sie miteinander im Bett machten. Er verstand diese Sachen mittlerweile, ohne dass man es ihm auseinandersetzte. Der Melker sei nie mit leeren Händen gekommen. Brot und Wurst, auch Butter, Milch und Eier hätte er mitgebracht, eine herrliche Ergänzung zu ihrer kümmerlichen Versorgungslage. Aber er wollte dafür von der Frau auch eine Gegenleistung.

Die Mutter half beim Melken. Sie bekam dafür immer einen großen Pott Milch. Einmal kam Ede in den Stall. Die Mutter und der Melker saßen in einem Haufen Stroh. Er fasste ihr in den Aus-

schnitt, sie wehrte seine Hand ab, aber nicht sehr energisch, er ließ nicht nach. Die Mutter sagte schließlich: „Nicht, der Junge schaut zu.“

Aber der Melker ließ seine Hände weiter über ihren Körper gleiten und sie wehrte ihn immer wieder ab, blieb aber neben ihm im Stroh sitzen.

„Für die Milch, die du jeden Tag bekommst, kann ich doch etwas Zärtlichkeit erwarten.“

„Nicht jetzt“, sagte die Mutter und schließlich stand sie doch auf und ging mit Ede aus dem Stall.

An schönen Sommerabenden saßen alle zusammen mit den Knechten und Mägden draußen auf der Bank unter der Linde und sangen. Die Bäuerin und ihr Mann kamen nie hinzu. Die Großmagd sang auch mit. Sie war wieder auf den Beinen. Sie hatte einige Tage im Bett liegen müssen, weil sie geblutet hatte. Ede wusste anfangs nichts mit der Erklärung anzufangen, aber aus den Gesprächen wurde ihm klar, dass sie etwas mit einem Mann gehabt hatte, der sie aber nicht heiraten wollte. Und sie wollte kein Kind ohne einen Mann. Und da hatte sie eine alte Frau aufgesucht. Und damit hing ihre Blutung zusammen. Aber so recht verstand Ede das alles nicht.

Auf der Wäscheleine des Nachbarhofes hingen regelmäßig schmale, dicke Wäschestücke. Die anderen Jungen sagten, das wären besondere Sachen für Frauen. Ede kam nicht dahinter, um was es sich handelte.

Holz zum Heizen holte man aus dem Wald. Ede musste mithelfen. Das Fallholz wurde am Tage gesammelt und bei anbrechender Dämmerung nach Hause gebracht. Die kleineren Äste band Ede auf einen großen Ast und zog ihn hinter sich her. Das Holz wurde zerkleinert und zu einem Meiler aufgeschichtet. Es war einfach notwendig, sich selbst mit Brennmaterial zu versorgen. Als Ede und seine Mutter eines frühen Abends den Wald erreichten und das zusammengetragene Holz abtransportieren wollten, blieben sie vor Schreck wie angewurzelt stehen. Rechts und links vom Stamm einer Buche, auf die der Weg zulief, starrten sie zwei grelle Augenpaare an. Als sie den ersten Schock überwunden hatten, genossen sie das Schauspiel, das sich ihnen bot: Zwei ungewöhnlich große Eulen saßen völlig unbeeindruckt von den Ankömmlingen auf gleicher Höhe rechts und links vom Baumstamm und starrten Mutter und Sohn mit ihren ausdrucksstarken Augen an. Sie flogen nicht

auf und Ede und seine Mutter gingen schließlich zu ihrem Sammelplatz, um das Holz abzutransportieren.

Irgendwann kamen auch Verwandte aus Gelsenkirchen zu Besuch. Sie reisten mit dem Zug an. Der Cousin, der älter und größer war als Ede, war ein Streithänsel und Ede war froh, als er wieder abgereist war. Die Gäste benutzten ihren Aufenthalt, um auf den Höfen hamstern zu gehen. Sie fuhren mit vollen Rucksäcken nach Hause, kamen aber kein zweites Mal mehr wieder. Warum, das erfuhr Ede nicht.

Ede machte sich auf dem Hof nützlich. Er ging mit dem Knecht hinaus zum Pflügen. Den Pflug zogen ein Ochse und ein Pferd. Der Ochse ging sehr bedächtig und wenn der Knecht Ede mal allein ließ, nutzte der Ochse das aus. Es blieb einfach stehen und Ede gelang es nicht, das Tier wieder in Bewegung zu bringen. Der Ochse blieb stehen, bis der Knecht zurückkam.

Manchmal stand dieser Großknecht mit einer schmalen Schaufel ganz regungslos auf der Hofwiese. Sobald sich in seiner Nähe die Erde hob, stieß er die Schaufel in den Wiesenboden und warf die Grasscholle hoch. Mutter erklärte Ede

später, er finge auf diese Weise die Maulwürfe, die auf der Wiese Erdhügel aufwarfen.

Hinter dem Stallgebäude lagen ein großer Hühnerauslauf und ein Legestall. Die Hühner konnten zum Legen oder für die Nacht durch eine Öffnung in den Hühnerstall laufen. Die Öffnung wurde nachts durch das Herunterlassen einer Falltür gegen Füchse und Marder von außen verschlossen. Eines Tages kam Ede auf die Idee, sich durch die Öffnung in den Stall zu zwängen und sich dort umzusehen. Was er sah, ließ seine Augen strahlen: Eine schier endlos lange Reihe von Legenestern und fast überall befand sich ein Ei drin, manchmal lagen auch mehrere Eier in einem Nest. Ede griff zu und verschwand schleunigst wieder durch die Hühneröffnung. Die Mutter machte große Augen, als er die Eier auf den Tisch legte. Alle waren heil geblieben.

„Im Stroh in der Scheune gefunden“, antwortete er auf ihre Frage, und sie bohrte nicht weiter nach. Eines Tages, als Ede wieder im Hühnerstall Eier einsammelte, sauste die Klappe von außen runter. Er saß in der Falle. Die Klappe war zu, die einzige Türe verschlossen. Viel Zeit blieb ihm nicht, so viel erkannte er. Dann schaute er sich in aller Eile das breite Fenster an. Es war zweigeteilt.

Die obere Fensterhälfte konnte mittels einer Kette hinuntergelassen werden. Er löste den Haken, und das Fenster rasselte hinab. Blitzschnell sprang er beherzt nach draußen in die Freiheit und schon war er um die Ecke und schlich sich über die Diele zur Wohnung hinauf. Oben angekommen, ging er ganz langsam, so als sei alles in bester Ordnung. Ede behielt seine Niederlage für sich, tat ganz so, als sei nichts geschehen. Etwas später klopfte es an der Türe. Die Bäuerin stand davor und sprach von einem Eierdieb, der ihr leider entkommen sei. Sie hätte aber Ede im Verdacht. Er hörte nicht zu, tat unbeteiligt und bestritt, als die Bäuerin hartnäckig blieb, etwas damit zu tun zu haben. Ede war aus dem Schneider. Man hatte ja den Täter nicht gefangen und, wie sich herausstellte, auch nicht durch das Schlupfloch in den Stall eindringen sehen. Die Magd hatte von ihrem Fenster aus die Unruhe der Hühner wahrgenommen und blitzschnell die Falltüre hinunter gelassen in der Hoffnung, den Eindringling gefangen zu haben. Sie hatte ihre Rechnung ohne Ede gemacht. Seine Mutter gab ihm den Rat, ohne auf den Vorfall näher einzugehen, seine Finger künftig von den Eiern zu lassen.

Da auf dem Hof keine Kinder wohnten und Helgas Unterricht früher begann, musste Ede den Weg zur Schule allein gehen. Gewöhnlich nahm er die Abkürzung über den Feldweg am Hang entlang. Im Sommer war das eine wunderbare Strecke. Die Lerchen stiegen in schwindelerregende Höhen und segelten dann tirilierend hinab. In den Getreidefeldern blühten blaue Kornblumen und roter Mohn. Am Wegesrand standen weiße Margeriten.

Den Rückweg nahm er über die Dorfstraße. Sie führte immer am Dorfbach entlang. Der Bach war zur Straße und den angrenzenden Wohnhäusern hin durch eine Mauer begrenzt. So wurde verhindert, dass er nach der Schneeschmelze die Straße überflutete. Auf der Hauptstraße gab es einige Abwechslung. Ede balancierte gern am Bach auf der Mauerkrone entlang, wenn er von der Schule nach Hause ging. Dabei ließ er sich immer wieder von dem Treiben auf der Dorfstraße ablenken. Häufig stand das Getränkefuhrwerk vor der einzigen Gaststätte im Dorf, um Getränke anzuliefern. Die Pferde schnaubten, schüttelten ihre Mähne, die Ketten klirrten. Der Kutscher redete beruhigend auf die Pferde ein. Geschickt ließ er die Bierfässer auf die Lederpolster plumpsen, so dass sie

noch einmal, zweimal hochsprangen und dann stilllagen. Ede war fasziniert von dem Geschick des Fuhrmanns und ehe er sich's versah, trat er daneben und schon lag er im Wasser. Helga musste auf dem Heimweg auf ihn aufpassen. Sie ging den Bürgersteig entlang und behielt Ede immer im Auge. Plötzlich war er wie von der Bildfläche verschwunden. Sie ahnte, was passiert war. Er hatte daneben getreten und lag im Bach. In diesem Moment kam zufällig die Mutter vorbei und sah das Malheur. Sie schimpfte mit Helga, weil sie ihrer Meinung nach nicht richtig auf Ede aufgepasst hatte. Helga musste ihn herausziehen und mit ihm nach Hause eilen und ihn umziehen. Das war allerdings nicht das erste Mal, dass sie ihn aus dem Wasser retten musste. Ohne Helgas Aufmerksamkeit wäre er vielleicht schon ertrunken.

Eine Mitschülerin mit langen, blonden Zöpfen hatte es Ede angetan. Er versuchte mit allerhand Tricks, ihre Aufmerksamkeit zu erringen. Auf dem Schulhof suchte er ihre Nähe, stellte allerhand Sachen an, um ihr zu imponieren. Manchmal prügelte er sich mit Mitschülern. Alles vergeblich.

Als Ede entdeckt hatte, dass im Dorfbach Forellen lebten, erwachte der Jagdinstinkt in ihm. Er fand heraus, dass tiefe, ruhige Stellen im Bach mit unterspültem Ufer bei den Forellen besonders beliebt waren. Hier stellte sich Ede ins Wasser, blieb ganz ruhig stehen und wartete, bis sie sich zeigten. Dann griff er blitzschnell zu und schon hatte er eine gefangen. Anfangs glitschten sie ihm noch aus der Hand, aber mit der Zeit hatte er den Bogen raus. Mutter briet die Forellen, die Ede mitbrachte. Er musste allerdings aufpassen, dass ihn der Förster nicht erwischte. Der sollte das Aufsichtsrecht auch über den Bach haben, wie man Ede warnte.

Unterhalb des Dorfes baute eine Gruppe von Jungen, zu denen auch Ede gehörte, an einem heißen Sommertag eine Badeanstalt, indem sie den Dorfbach aufstauten. Das Holz besorgte der Sohn des Sägewerkbesitzers. Mit einem schweren Hammer wurden Pfosten in den Boden gerammt und davor zogen die Jungen eine Bretterwand hoch. Das Wasser stand schließlich so hoch, dass man einige Meter im kristallklaren Wasser schwimmen konnte. Die Mädchen aus dem Dorf hatten davon gehört und kamen, um das Werk zu bestaunen. Sie schauten zu, wenn die Jungen schwammen. Die

hofften vergeblich, die Mädchen würden mit ihnen baden. Aber die Mädchen zierten sich.

Ede gelang es auch, in einer anderen Gruppe mitzumachen. Diese Gruppe traf sich häufig nach dem Mittagessen und stromerte in der Gegend umher. Ede war der Jüngste, aufgenommen wurde er wegen seiner großen Klappe. Das Herumzi-geunern der Jungen zielte darauf ab, etwas Besonderes zu entdecken, über den engen, bekannten Dorfbereich hinaus in Unbekanntes vorzudringen. Das wagte keiner als einzelner, aber in der Gruppe wurde das Abenteuer genossen. Einmal fanden die Jungen einen toten Hirsch. Einer wollte gerne das Geweih haben. Kurz entschlossen schnitt einer dem Tier den Kopf ab und die Gruppe schleppte ihn einige hundert Meter zurück zu einem Ameisenhügel, weil alle der Meinung waren, die Ameisen würden das Fleisch vom Kopf abnagen. Aus den Augen, aus dem Sinn. Nach ein paar Tagen war das Hirschgeweih vergessen. Erstaunlich war, dass sich die Gruppe auf ihren ausgedehnten Streifzügen durch die weitgehend menschenleeren Waldgebiete nie hilflos verirrte. Sie drang in ferne Waldtäler vor, folgte den Bachläufen, fand aber immer schnell ins Dorf zurück.

Das Dorf war von Höhenzügen und kegelförmigen Höhen umgeben, an einer Flanke öffnete es sich zur Weser. Wenn ein Gewitter aufkam, zog es bis zu den Hügeln oder zur Weser und kam wieder zurück. Entsprechend lange tobte es sich nach Meinung der Leute im Kessel aus. Die Blitze waren unheimlich grell und die Donnerschläge furchterregend laut. Es gab Leute, die einen Kugelblitz gesehen haben wollten. Mutter packte bei solch schweren Gewittern gewöhnlich eine Tasche mit wichtigen Dokumenten, die sie dann für den Ernstfall griffbereit zurechtstellte.

Bald nach Kriegsende tauchte Gudrun bei der Familie auf. Es war nicht darüber gesprochen worden, dass es da noch diese Schwester gab und dass sie nun nach Hause kommen würde, auch nicht, weshalb sie nicht bei ihnen gewohnt hatte. Es wurde nicht über sie gesprochen. Es war so, als gäbe es sie gar nicht. Ede hatte auch nie einen Brief von ihr gesehen, geschweige denn ein Foto. Später hörte Ede, sie sei während des Krieges mit der Kinderlandverschickung irgendwo im Minderland untergebracht worden. Mutters Schwestern sollten dabei die Hände im Spiel gehabt ha-

ben, als Gudrun für die Kinderlandverschickung bestimmt worden war. Sie sollten angegeben haben, das Mädchen sei unterernährt. Vielleicht hatte aber auch der Vater die Kinderlandverschickung angeregt. Gudrun schwieg sich in der Sache aus. Sie hatte es anfangs in der Gastfamilie nicht leicht, da die beiden Kinder auf Gudrun eifersüchtig waren. Sie spielten ihr manchen Streich. Der Junge steckte ihr mehrmals dicke Spinnen unter das Oberbett.

Später erfuhr Ede, dass sie auf einem Hof in St. gelebt hatte, wo sie auch zur Schule ging. Sie hatte dort Familienanschluss und half den Bauersleuten wie eine Magd. Das Landleben und die gute Ernährung schienen ihr gut getan zu haben. Aber das Schleppen von schweren Säcken hätte sie ablehnen sollen. Später führte ein Arzt eine Erkrankung auf die zu frühe Belastung zurück. Aus dem spindeldürren Stadtkind war ein ansehnliches Mädchen geworden. Sie war nun einfach zuhause, als wäre sie nie woanders gewesen. Durch Mutters Fürsprache bekam sie schließlich auf dem Hof, auf dem die Familie wohnte, eine Stelle als Magd.

Als Weihnachten 1945 vor der Tür stand, kam der Wunsch auf, einen Weihnachtsbaum aufzustellen. Gudrun und Ede machten sich bei anbrechender Dunkelheit auf den Weg in den Wald. Sie kannten von ihrem Aufenthalt in den Wäldern eine Fichenschonung. Ede klemmte sich eine Säge, eingewickelt in einen Sack, unter den Arm. Und dann ging es los. Es war noch hell genug, um einen passenden Baum auszusuchen. Sie waren so vertieft in ihre Arbeit, dass sie das Rascheln neben sich nicht bemerkten. Als urplötzlich ein Mann vor ihnen stand, waren sie zu Tode erschrocken. Der Förster, dachten beide voller Angst, und schon wollten sie die Flucht ergreifen. Da mussten alle drei laut auflachen. Es war ein Weihnachtsbaumdieb, wie sie. Sie wünschten einander ein schönes Fest und trennten sich erleichtert.

Zum Weihnachtsfest machte die Mutter Bonbons. Sie gab ein wenig Fett in die Pfanne und schüttete dann später Zucker hinzu. Ede und Helga kannten den Ablauf, sahen aber interessiert zu, um die Mutter nicht zu enttäuschen. Die Bonbonstückchen waren bei den Kindern heiß begehrt.

Für die langen Wege an den kalten Wintertagen zur Schule oder zum Kaufmann musste man sich gut einpacken, wenn man nicht erfrieren wollte.

Mutter versorgte alle mit Pullovern, Schals, Fäustlingen und Socken aus Schafswolle. Das Stricken ging ihr sehr fix von der Hand. Socken und Handschuhe wurden heiß gewaschen, damit sie verfilzten und so besser vor Kälte schützten. Sobald der erste Schnee gefallen war, zogen die Dorfkinder mit ihren Schlitten zum Abhang am Kalkofen. Irgendwann kamen sie auf die Idee, mehrere Schlitten zu einer Kette an einander zu binden. Dann ging es mit einem Höllentempo den Berg hinunter. Um die Spur besser halten zu können, schnallte sich der Lenker des ersten Schlittens ein Paar Schlittschuhe unter. Es waren unvergessliche Tage.

Im Dorf gab es eine Ärztin. Sie war die Tochter des Dorfschullehrers. Ede und alle Mitglieder der Familie brauchten sie während der Jahre in R. nie aufzusuchen. Es gab keine ernsthaften Erkrankungen in der Familie. Erkältungen kurierte man selbst. Wer erkältet war, wurde dick eingepackt und erhielt noch ein zweites Oberbett. Dazu wurde ihm heißer Tee eingeflößt und er musste schwitzen. Anschließend rieb Mutter ihn trocken, packte ihn erneut dick ein und dann musste er ein zweites Mal schwitzen. Alle schworen auf den Erfolg dieser Schwitzkur bei Erkältungen.

Ein Vater ist wieder im Haus

Irgendwann war wieder ein Mann im Haus. Ede fiel es anfangs schwer, ihn als seinen Vater anzusehen. Er war in Gelsenkirchen so selten mit ihm zusammen gewesen, dass sein Bild völlig verblasst war. Der Vater war ständig unterwegs gewesen und zu gemeinsamen Unternehmungen mit der Familie hatte er keine Zeit gehabt.

Eines Tages hatte nun ein Mann im Torbogen zum Hof gestanden und zum Wohngebäude hinüber geschaut. Er sah mager und heruntergekommen aus, die Kleidung hatte Flicker und auch Löcher. Er musste auf dem Weg vom Wald her zum Hof gekommen sein. Mutter, die ihn dort zuerst entdeckte, sagte: „Das ist Vater.“ Tatsächlich. Er war es. So plötzlich und lautlos, wie er eingetroffen war, setzte sich die Szene fort. Es gab keinen Jubel, keine Ausrufe der Freude. Alles ging ganz still vonstatten. Er war ganz einfach wie aus heiterem Himmel wieder da.

Ede wusste nicht, wo er die vergangenen Jahre gewesen war. Der Vater sprach nicht über das, was er erlebt hatte und die Mutter schwieg sich auch aus. Ede verlor, als sich der Vater wieder

eingelebt hatte, allmählich einen Teil seiner bisherigen Freiheiten. Der Vater hatte da so seine eigenen Vorstellungen. Manchmal dachte Ede, dass das irgendwie mit dem Krieg zusammenhängen müsse oder mit seiner Erziehung. An Vaters Soldatenzeit erinnerte eine Sammeltasse im Schrank, die nicht benutzt werden sollte. Er hatte in Russland einen Oberschenkeldurchschuss erlitten, wie Mutter einmal erzählte. Als er in Berlin im Lazarett lag, erhielten die Soldaten Besuch von Frau Göbels, die ihnen Sammeltassen zum Geschenk machte.

Vieles änderte sich nun mit Vaters Auftauchen. Er fuhr morgens mit dem Fahrrad nach W. Dort arbeitete er als Schuster in einem Schuhgeschäft. Er reparierte Schuhe und fertigte für wohlhabende oder gehbehinderte Kunden auch Schuhe nach Maß an. Wenn er die Straße zum Hof herauffuhr und Ede mit den Jungen in Schuhen Fußball spielen sah, machte er ein grimmiges Gesicht. Ede zog dann die Schuhe aus und spielte barfuss weiter. Irgendwie war es früher ohne einen Vater schöner gewesen. Es wurde nicht rumkommandiert. Es ging alles freundlicher und weniger streng zu. Sie waren auch ohne ihn zurechtgekommen und Ede

wusste auch gar nicht, wofür man ihn brauchte. Manchmal brachte der Vater von der Arbeit Butterbrote mit und schenkte sie den Kindern. Er nannte sie „Hasenbrot“. Einfach so. Ob es sein Brot war, das er zur Arbeit mitgenommen hatte, oder ob es von seinem Arbeitgeber stammte, es war einfach Hasenbrot. Er erklärte nichts.

Das Holz sammeln hörte auf. Der Vater suchte den Förster auf und erreichte, dass er ihm einen Baum zuwies, den er fällen durfte. Nun hatten sie hartes, festes Holz, aber auch viel Arbeit. Der Baum musste sachgerecht gefällt werden. Der Stamm wurde an Ort und Stelle zersägt und das Holz musste auf einem Handwagen nach Hause transportiert werden. Hinter der Scheune des Hofes erhielt die Familie vom Bauern einen Platz zugewiesen, wo sie das Holz zerkleinern und zu einem Meiler aufstapeln konnte.

Irgendwann war Gudrun nicht mehr da. Es wurde nicht darüber gesprochen, was vorgefallen war. Sie schien wieder nach St. abgereist zu sein.

Als der Vater da war, wurden sonntags regelmäßig Spaziergänge gemacht. Ede fand das nicht spannend, er war lieber mit den Jungen unterwegs. An

einem schönen Sommertag wanderten Vater, Ede und Helga zur Schaumburg. Sie gingen immer am inneren Waldrand entlang. Irgendwie kam es Ede vor, als sei dort ein Fahrweg, den die Holzfuhrlleute benutzten. Der Vorteil war, dass man ständig im Schatten der hohen Bäume lief. Warum der Vater dieses Ziel ansteuerte, war Ede nicht klar. Ihm war die Burg bisher unbekannt gewesen. Man konnte sie auch vom Dorf aus nicht sehen und in der Schule war über die Burg nicht gesprochen worden. Woher der Vater die Burg kannte, hatte er nicht erzählt und Ede war auch nicht auf die Idee gekommen, ihn danach zu fragen. Als sich Ede später mit Geschichte befasste, hatte er eine Vermutung, was Vater mit der Schaumburg verband. Aber weshalb er wirklich mit ihnen zu dieser Burg pilgerte, blieb sein Geheimnis.

Durch die Wanderungen mit dem Vater lernte Ede auch andere Bereiche des Dorfes kennen, die ihm bisher unbekannt geblieben waren. An einem Sonntag folgten sie dem Bach in das Waldtal hinein, aus dem er hervorkam. Überraschenderweise stießen sie dabei auf eine Waldgaststätte mit Tiergehegen wie in einem Zoo. Hier sah Ede zum ersten Mal Tiere, die er noch nie zuvor gesehen

hatte: Waschbären, Rehe, Pfaue, Dachse und viele andere Tiere. Der Vater war unermüdlich. Er ließ sich nicht in der Gaststätte nieder. Es ging bald weiter. An einem Hang mit Fernsicht standen einige frei stehende Häuser wie an einer Perlenschnur aufgereiht. Solche Häuser gab es im Dorf nicht. Wer mochte dort wohnen? Wovon lebten die Leute? Es gab darauf keine Antworten.

In W.

Irgendwann fuhr der Vater ins Ruhrgebiet und blieb erst einmal für einige Wochen dort. Er schien nicht nach Gelsenkirchen zurück zu wollen, als ehemaliger SA-Mann besaß er hier wohl keine Sympathien mehr. Ob ihre zerbombte Wohnung in Gelsenkirchen nach dem Fliegerangriff repariert und neu vermietet worden war, wusste Ede nicht. Er hätte gerne erfahren, was mit den Resten ihrer Wohnungseinrichtung geschehen war und was aus seinen Bleisoldaten geworden war. Später sah Mutter bei einer ihrer Schwestern ein Bild, das aus ihrem Wohnzimmer stammen konnte.

Der Vater bekam schließlich Arbeit als Bergmann auf einer Zeche in B. Unterkunft fand er in einem

Ledigenheim auf dem Zechengelände. Neben seinem Lohn erhielt er ein Deputat an Hausbrand. Den Schein für sein Deputat konnte die Familie bei einem örtlichen Brennstoffhändler in R. einlösen. So brauchten sie sich nicht mehr mit Brennholzsammeln abzulagen.

Der Vater hatte, wie die Mutter einmal erzählte, als Bergmann gearbeitet, ehe er in Gelsenkirchen eine Abendschule besuchte, seinen Realschulabschluss machte und in den Polizeidienst ging. Als die Nazis nach neuen Mitgliedern fischten, trat auch er in die Partei ein und aus dem Polizeidienst aus. Sein Vorgesetzter, der ihn nicht gerne gehen ließ, machte ihm klar, dass der Austritt aus dem Polizeidienst ein endgültiger Schritt sein würde, ohne Rückfahrkarte. Vater blieb bei seinem Entschluss. Er glaubte an eine große Zukunft in der Partei. Mutter konnte ihn nicht umstimmen. Sie vergab es ihm aber nie, dass er seine Karriere so leichtsinnig aufs Spiel gesetzt hatte. Ja, so war das mit ihm gegangen.

Der Vater stammte aus Ostpreußen. Er hatte dort das Schuhmacherhandwerk gelernt. Er und einige Männer seiner Verwandtschaft verließen schließlich wegen der besseren Verdienstmöglichkeiten

im Ruhrgebiet die Heimat und wanderten nach Gelsenkirchen aus. Als er Mutter kennengelernt und etwas Geld angespart hatte, zog es ihn nach Ostpreußen zurück. Er eröffnete im Haus seiner Eltern eine Schuhmacherwerkstatt. Mutter erzählte mit großem Unbehagen von dieser Zeit. Wenn sie Wintertags früh morgens das Vieh füttern sollte, musste sie sich erst einen Gang durch den meterhohen Neuschnee schaufeln. Irgendwann stellte sie Vater vor die Entscheidung: Ostpreußen oder sie. Er entschied sich für sie und beide kehrten Ostpreußen den Rücken und er arbeitete wieder als Bergmann in Gelsenkirchen.

Als Ostpreuße hielt er große Stücke auf Hindenburg, der hier den russischen Vormarsch in der Schlacht bei Tannenberg gestoppt hatte. Von Hindenburg zu Hitler war für ihn ein kleiner Schritt. Aber nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges hatte er die Schnauze voll. Als ihn M., ein ehemaliger Parteifunktionär, der in einem Nachbarort wohnte, für die NPD gewinnen wollte, war er für diesen Spuk nicht mehr zu haben. Das reichte Ede später. Als er in das Alter kam, in dem man unbequeme Fragen stellt, ließ er Vater in Ruhe. Der hatte für seinen Irrweg bitter bezahlt.

Und nun mussten alle nach W. umziehen. Ede war darüber tief betrübt. Das war ein harter Eingriff in sein bisheriges Leben. Er verlor seine alten Freunde, war aber still, klagte nicht, in seinem Herzen sah es tiefschwarz aus. Das wenige Hab und Gut wurde auf einen Lastwagen verladen und dann ging es nach W. ins nördliche Ruhrgebiet. Sie fuhren im Führerhaus mit. Der Umzug wurde nicht begründet. Er war kein Thema. Diskussionen am Tisch, Gespräche gab es nicht. Die Eltern entschieden, was sie wohl zuvor miteinander ausgemacht hatten. Die Kinder wurden nicht gefragt. Als die Familie R. auf einem Lastwagen verließ, blieb Helga für ein halbes Jahr allein zurück. Sie sollte ihren Schulabschluss in R. machen. Sie kam bei der Familie des Melkers unter, die in dem Gesindehaus nach dem Tode des Familienvaters wohnen bleiben durfte. Helga fühlte sich aber nicht einsam und verlassen, denn die Tochter der Familie war ihre engste Freundin. Ob sie nach dem Schulabschluss von den Eltern nach Hause geholt wurde, oder ob sie sich selbst nach W. durchschlug, daran konnte sie sich später nicht mehr erinnern. Vieles war auf sie eingeströmt und konnte nicht in Gesprächen verarbeitet werden. Es geschah einfach, wurde verdrängt und verges-

sen. Als Helga nach der Schulentlassung nach Hause kam, erhielt sie sehr schnell eine Arbeitsstelle. Sie wurde Bürogehilfin in einem Kaufhaus im Nachbarort.

In W. bezog die Familie eine Wohnung in einer Siedlung. Die Häuser trugen den Namen Steinbaracken. Es waren einstöckige Häuser mit einem Flachdach. Zwei Familien teilten sich einen Eingang und eine Toilette. Zu jeder Wohnung gehörte ein Garten. Hier errichtete der Vater einen Schuppen, in dem er Kaninchen hielt, die Gartengeräte und einen Bollerwagen unterstellte. Später kamen Hühner dazu.

Es war eine bunt zusammen gewürfelte Gruppe von Familien, die in den Steinbaracken wohnte. Die Männer arbeiteten alle auf einer der Zechen in der Nähe. Die Frauen blieben alle zu Hause, waren nicht berufstätig.

Irgendwann stieß auch die zweite Schwester wieder zur Familie. Noch lange erinnerte sich Ede an die Szene der Begrüßung. Gudrun umarmte den Vater und wollte ihm einen Kuss geben, aber er schob sie zur Seite und sie ließ von ihm ab.

Es war nicht darüber gesprochen worden, dass sie nun nach Hause kommen würde. Auch nicht, warum sie damals aus R. wieder fortgegangen war. Mutter backte auch zur Begrüßung keinen Kuchen. Später, sehr viel später erfuhr er, dass sie bei der Bauernfamilie einen Jungen kennengelernt haben soll und seinetwegen wieder dorthin zurückgegangen war. Warum sie jetzt nach Hause zurückkehrte, erfuhr Ede nicht. Aber er spürte, dass da allerhand Spannung in der Luft lag. Sie blieb nicht lange bei der Familie. Durch Mutters Bemühung fand sie bei der Schwägerin Meta in Gelsenkirchen eine Stellung.

Der erste Schultag in W. verlief völlig eintönig. Ede wurde ein Platz zugewiesen, sein Name bekannt gegeben. Das war's. Wie beiläufig wurde er aufgefordert, am anderen Tag ein Essgeschirr für die Schulspeise mitzubringen. In der Pause bekam Ede mit, dass sich der größte Junge aus der Klasse damit brüstete, er würde dem Neuen am anderen Tag erst einmal klarmachen, wer hier das Sagen hätte. Ede stellte sich darauf ein. Er hingte das Kochgeschirr, das ihm sein Vater überließ, nicht an den Tornister, sondern behielt es am Bügel in der Hand, als er das Haus verließ. Ede hatte so

seine Erfahrungen mit dem Henkelmann gemacht. Er würde sich nicht verprügeln lassen. Am anderen Tag kam es aber ganz anders als erwartet. Der Vater des Jungen hatte von der Absicht seines Sohnes erfahren und ihm ins Gewissen geredet. Schließlich waren alle Männer in der Siedlung Bergleute und da gab es einen gewissen Zusammenhalt, den man nicht leichtfertig aufgab. Es kam hinzu, dass der Vater des Jungen Schiedsmann war. So konnte er nicht zulassen, dass sich sein Sohn als Schläger aufspielen wollte.

Eines Tages, als Ede einen Freund besuchte, wurde die Kurve dort vor dem Haus von englischer Militärpolizei abgesperrt. Niemand durfte die Straße überqueren, weil Zugmaschinen mit schweren Tiefladern den Berg von den Chemischen Werken herabrollten. Sie transportierten Maschinen und Geräte, deren Verwendung Ede nicht einschätzen konnte. Es hieß, die Engländer würden die Anlagen der Chemischen Werke demontieren und nach England transportieren, wo sie wieder aufgebaut werden sollten. Darüber wurde weder zu Hause noch in der Schule gesprochen. Aktuelle Ereignisse wurden im Unterricht nie besprochen. Der Klassenlehrer, der alle Fächer unterrichtete, beschränkte sich darauf, den

Kindern Lesen, Schreiben und Rechnen beizubringen und mit ihnen Sport zu treiben: Weitsprung, Weitwurf, Schlagball, Völkerball und Fußball. Manchmal holte er seine Geige hervor und es wurde gesungen.

Irgendwann erschien der Pastor im Hause. Der Vater hatte ihn aufgesucht, ohne Ede vorher einzuweihen. Im Gespräch stellte sich heraus, dass Ede und sein Bruder in der NS-Zeit nicht getauft worden waren. Nun sollte das nachgeholt werden, denn die Zeit rückte heran, in der Ede zum Konfirmandenunterricht gehen sollte. Die Taufe wurde in aller Stille zu Hause vollzogen. Aber irgendwie hatten Mitschüler davon Wind bekommen und stellten unbequeme Fragen. Da Ede ein grimmiges Gesicht machte, ließen die Mitschüler das Thema bald fallen.

Die Lehrerinnen und Lehrer saßen in den Pausen nicht im Lehrerzimmer. Sie waren immer auf dem Schulhof präsent. Sie bildeten eine Reihe und schritten in dieser Formation den Schulhof auf und ab. So hatten sie immer alle Schulkinder im Auge. Auf eine Schülerin fiel eines Tages ihr besonderes Augenmerk. Das Mädchen hieß Adele

und ihre Familie kam aus dem deutschen Osten, sie gehörte zu den Vertriebenen. Ihr Vater hatte auf einer Zeche Arbeit gefunden. Sie wohnten abseits des Ortes in sogenannten Wellblechbaracken. Bei Sportveranstaltungen schnitt sie immer gut ab. Beim Weitwurf übertraf sie sogar die Jungen. Adele wirkte sehr erwachsen, hatte große Brüste, und wenn sie mit den anderen auf dem Schulhof fangen spielte und schnell lief, hopsten diese auffällig heftig auf und ab. Plötzlich hielt die Lehrerkette an und eine Lehrerin bekam den Auftrag, das Mädchen anzusprechen. Höchstwahrscheinlich trug sie keinen Büstenhalter und die Lehrerin sollte sie wohl darüber befragen und ihr raten, am anderen Tag mit einem BH zur Schule zu kommen. Das Mädchen wirkte einen Moment verstört, stellte dann sein Laufen ein. Ede vergaß den Vorgang schnell wieder.

Er hatte nur Augen für Doris. Sie war ein hübsches, großes Mädchen, trug lange blonde Zöpfe und auf dem Kopf eine Tolle. Ede fand sie süß und sie ließ ihn merken, dass sie ihn auch mochte. Ede sollte auf dem Weg von der Schule nach Hause vom Bäcker einen Stuten mitbringen. Als er den Laden betrat, stand die Tochter des Bäckers, Lui-

se, bereits hinter der Theke. Luise ging in dieselbe Klasse wie Ede. Sie war ein nettes Mädchen, ein wenig pummelig, immer fröhlich. Sie wickelte den Stuten ein, legte ihn, lieb lächelnd, auf die Theke. Sie ließ keinen Blick von Ede. Als sie das Geld vom Teller nahm, berührte sie leicht Edes Hand und fragte ganz lieb und doch forsch: „Wollen wir miteinander gehen?“

Er war im ersten Moment ganz überrascht, da sie bisher in der Klasse oder auf dem Schulhof kaum Kontakt gehabt hatten. Sein Herz brannte im Moment für Doris, das große Mädchen mit den blonden, langen Zöpfen. Sein Zögern verwirrte sie für einen kurzen Moment und dann sagte sie schnippisch: „Ich weiß schon, Doris.“ Vielleicht hatte sie mitbekommen, wie Ede Doris beim Gang in die Pause eine Apfelsine geschenkt hatte, die sie, ohne sich zu zieren, angenommen hatte. Edes Versuche, mit Doris anzubandeln, wirkten noch ein wenig unbeholfen. Aber Doris hatte angebissen und machte ihrerseits eine Annäherung. Ede versuchte sein Heil in der Flucht.

„Tschüss, Luise. Ich muss mich sputen. Meine Mutter wartet auf den Stuten. Sie wird böse, wenn ich nicht schnell nach Hause komme.“

Luise schien ungerührt. Sie wendete sich auf dem Absatz um und ging schnell durch den Flur zum Wohnzimmer.

Die Schule hatte nun auch eine Schülerbücherei bekommen. Ede hatte sich bereit erklärt, die Buchausgabe in dieser kleinen Bücherei zu übernehmen. Einmal in der Woche war von 15.00 – 16.00 Uhr Büchereitag.

Ede hatte an diesem Tag Punkt 16.00 Uhr die Tür verriegelt. Der Zuspruch war nicht groß gewesen. Als er gerade die letzten Bücher ins Regal zurückstellte, pochte es an der Tür.

„Geschlossen“, rief Ede.

Der Besucher ließ sich nicht abweisen. Pochte weiter und rüttelte zusätzlich an der Türklinke. Ede blieb stur und begann zu singen: „Im weißen Rössl am Wolfgangsee, da steht das Glück vor der Tür...“.

„Mach auf, hier steht dein Glück vor der Tür“, rief eine Mädchenstimme.

Das ist Doris, sagte Ede zu sich. Er war einen Moment verwirrt und das Herz sank ihm in die Hose. Doch dann eilte er zur Tür und zog den Riegel zurück, öffnete die Tür einen Spalt weit und sah hinaus. Doris war schon die Treppe hinuntergestie-

gen und wollte gerade gehen. Sie besann sich, kehrte um und sagte: „Mensch, hast du ne lange Leitung.“

„Komm herein“, sagte Ede, „für dich ist die Bücherei immer geöffnet.“

Er eilte zum Regal, zog ein Buch von Sven Hedin heraus. Doris schaute sich das Buch an, las einige Sätze und sagte: „Langweilig.“ Ede war erstaunt, schwieg aber. Doris schaute selbst die Buchreihen durch. Nichts dabei, was sie reizte. Ede wusste nicht, was er sagen sollte. So allein war er mit Doris noch nie gewesen. Irgendwie war er verlegen. „Los, schließ ab. Wir fahren ein wenig mit unseren Rädern spazieren.“

„Gern. Aber wohin?“

„Erst bei uns vorbei, damit mich meine Mutter nicht vermisst, und dann Richtung Seseke.“

Die Straße hinterm Ortsausgang war abschüssig. Sie ließen die Räder rollen. Es war wunderbar. Nur sie beide allein. Sie lachten sich an. Kurz vor der Kreuzung mit der Bundesstraße lag eine Wiese. Doris hielt an. Sie stellte ihr Fahrrad an den Zaun und legte sich ins Gras. Ede streckte sich neben ihr aus, sah hinauf in den Himmel. So lagen sie eine Weile still nebeneinander. Auf einmal platzte Doris heraus: „Wollen wir miteinander gehen?“

„Ja!“, entgegnete Ede und versuchte seine Verlegenheit zu verbergen.

„Dann musst du mir einen Kuss geben!“, sagte Doris.

Ede beugte sich zu ihr hinüber und küsste sie. Dann lagen sie eine Weile nebeneinander. Still. Glückliche. Und nicht mehr verlegen.

Ihre Freundschaft blieb nicht unbemerkt. Selbst die Lehrer merkten etwas und machten sich so ihre Gedanken. Auf dem nächsten Ausflugtag sprach ihn der Klassenlehrer an: „Du hast doch nichts Unziemliches im Sinn?“ Ede verstand nicht, was er meinte, sagte aber mal vorsorglich: „Nein“.

Irgendwie hatte der innige Kontakt zu Doris auf einmal einen Knacks bekommen. Sie gingen sich aus dem Wege. Sie sprachen sich nicht aus. Eines Tages hatte Ede beim Schuster ein paar Schuhe zur Reparatur abgegeben. Als er auf dem Rückweg war, klingelte es plötzlich hinter ihm. Es war Doris auf ihrem Fahrrad. Sie waren beide überrascht von der zufälligen Begegnung. Doris schlang kurz, aber impulsiv ihren freien Arm um seinen Nacken und presste sich kurz an ihn. Ede nahm ihr Fahrrad und lehnte es an den nächsten Straßenbaum. Dann setzten sie sich einander ge-

genüber in die Böschung des Chausseegrabens. Sie sahen sich an, ohne ein Wort zu sagen. Doris reichte ihm ihre Hand und er hielt sie fest umschlossen. So saßen sie eine Weile still und sehr glücklich im Gras. Da kam urplötzlich Gudrun mit hohem Tempo auf einem Fahrrad angeschossen. „Die ganze Straße spricht schon über euch“, rief sie, und zu Doris gewandt, sagte sie heftig: „Hau ab. Lass meinen Bruder in Ruhe.“ Beide waren perplex und sprachlos. Doris stand schließlich auf, ergriff ihr Fahrrad und fuhr wütend weg.

„Du sollst sofort nach Hause kommen, sonst holt dich die Mutter“, sagte Gudrun.

Die Leute im Garten auf der anderen Straßenseite waren aufmerksam geworden und hielten mit der Arbeit inne. Ede machte einen großen Bogen um die Schwester.

„Blöde Ziege“, sagte er.

Welcher Teufel hat dich geritten, dachte er bei sich.

Ede ging nicht ins Haus. Er setzte sich erst einmal in den Garten und dachte über den Vorfall nach. Ede war wütend auf sich, dass er seine Schwester nicht angeschrien hatte: „Verswinde! Lass uns in Ruhe.“ Verdammt, dachte er, wie komme ich aus der verfahrenen Situation wieder heraus. Er

wollte Doris` Freundschaft nicht schon wieder verlieren. Ede war fest entschlossen, vor Doris auf die Knie zu fallen. Kurz entschlossen holte er sein Fahrrad aus dem Stall und fuhr zu Doris ins Dorf.

Als der Vater auf der Zeche seine Arbeit aufgenommen hatte, verbesserte sich die Versorgungslage der Familie zusehends. Er erhielt als Bergmann eine Schwerstarbeiterzulage. Im Abstellraum standen nun regelmäßig Fleisch in Büchsen, Rosinen, Erdnüsse, Schokolade und allerlei andere Kostbarkeiten, die Ede in seinem bisherigen Leben noch nicht kennengelernt hatte.

Zwischen dem Hausgarten und der Straße lag eine breite, ungenutzte Fläche, die bis zur Straße reichte. Der Vater versetzte kurzerhand den Gartenzaun bis an den Bordstein und grub die steinharte Fläche um und erweiterte so den Garten. Irgendwie war der Mann unermüdlich. Er besorgte außerhalb des Dorfes dreißig Ruten Gartenland. Hier wurden hauptsächlich Kartoffeln und Runkeln angebaut. Für Ede war es immer eine Tortur, mit dem Handwagen, vollgepackt mit Mist, quer durchs Dorf bis zum Garten zu fahren, während die Schulkameraden am Straßenrand standen und

feixten. Der Erfolg dieser Selbstversorgung zeigte sich darin, dass die Familie im Lebensmittelladen nie anschreiben lassen musste. Während bei anderen Familien am Lohntag fast der ganze Abschlag beim Kaufmann abgeliefert werden musste, weil der sonst nicht mehr anschrieb. Edes Eltern hingegen überwiesen immer einen Teil des Lohnes aufs Sparbuch. So konnte die Familie bald aus der billigen Wohnung in den Steinbaracken ausziehen und in eine bessere Wohnung wechseln, in der es auch ein Badezimmer gab und einen Stallanbau.

In W. lernte Helga Heinz kennen. Sie war 17, ein Traum ging für sie in Erfüllung. Es war auf einmal jemand für sie da. Die Kindheit, die sie nicht gehabt hatte, und die Verantwortung, die ihr stattdessen aufgebürdet worden war, lagen hinter ihr, waren vergessen, ein für alle Mal vergessen. Helga war einfach nur glücklich.

Heinz lebte mit seiner Mutter allein. Er hatte 1946 seinen Vater bei einem großen Bergwerksunglück verloren. So wuchs er frühzeitig in eine Männerrolle hinein.